

BIBLIOTEKA  
Instytutu  
Etnograficznego  
w Bydgoszczy

52713  
E 1327 I

**Zeitschriften  
der Historischen Kommission  
für ost- und westpreussische  
Landesforschung**

**4.**

---

**Psychologie  
des  
Volks Glaubens**  
insbesondere der volkstümlichen  
Natur- und Heilkunde  
des Weichsellandes

---

Von Franz Sempster

Kommissionsverlag  
Grafe und Unzer  
Königsberg i. Pr.  
1930



---

**Gebrudt  
mit Unterstützung der Notgemeinschaft  
der Deutschen Wissenschaft**



E 1327 I

Einzelchriften der Historischen Kommission  
für ost- und westpreußische Landesforschung  
4.

---

# Psychologie des Volksglaubens

insbesondere der volkstümlichen

Natur- und Heilkunde  
des Weichsellandes

080z

Herausgegeben

von

Franz Dempler

---

Königsberg i. Pr.  
Kommissionsverlag Neefe und Unger  
1930

1944:26

Einzelheiten der Dienstlichen Kommission  
für die wissenschaftliche Buchausstattung



28345

Psychologie des Volksglaubens



~~52718~~  
~~3080~~

192,000 30] = 30

---

Verlag: Offeneruflische Druckerei und Verlagsanstalt S.-B.  
Königsberg Pr.

## Inhalt.

### I. Das Wissen, seine Niederschichtigkeit und Auktentümlichkeit.

Fehlen geschichtlicher Kenntnisse in der historischen Sage 13, geringes sprachgeschichtliches Verständnis in der etymologischen Sage 14, auktentümliche Auffassungen in Metastologie und Optik 14—16.

### II. Die Wahrnehmungen.

Nurde Gläubigkeit gegenüber dem Scherz 17, Sinnestäuschungen unbekannt 17, besonders die drei auffragenden Halluzinationen 17, durch Doppelgängerstum erklärt 19; die Sinnestäuschungen der Feyer bekannt, aber diese Kenntnis unvollkommen angewendet 19 f.

### III. Übermacht des Gefühls im Übergelüblichen.

Tod und Entzerrung durch Angst 21, Koll und Krämpfe von Schred 21, Besessenen 22; Herwähne, Sägliche und Kernentante als Jambeter 22 f, höher Blut 23, Furcht vor ungewöhnlicher Haut- und Kleiderfarbe 23, heulose Handlungen zur Entspannung von Angst und Zorn 24, der Effekt als Heilmittel 25, Stimulantia 25, Dredapozese 26, die Feinde als Heilmittel 27, der außerkräftige Verbrecher (27) und dessen Feinde 28; effektive Verpeltine 29.

### IV. Die Begriffsbildung I.

- Überbemerkung des auffälligen Merkmals 30 f (Schlüssel 30, Salz und Kessel 30, Urogenitalapparat 31).
- Seitungs- und Ansbegriffe im Pflanzen- (31) und Tierreich (32 f).
- Verhengenese 33, Verwandlungen einer Tierart in die andere 34, Werbere 34, Köchgestalten 35.
- Personifizierung von Anorganikern.

### V. Die Begriffsbildung II.

Höhere Abstraktionen in der Balkenbigin.

- Verhinnerung = Eöhnung 36, mangelhafte Ausbildung der Begriffe „tot“ und „lebendig“ 37, moribunde Tote 40, unruhige Tote 41.
- Begriff der Tefelung, aufstehender Tod 42, Kraftlosigkeitübertragung 42.

- c) Krankenwerden und Sterben eine Bezauberung 43, ungewollt verbreiten Zauber: die Wächlerin 43, die Hege 43, die dämonischen Kräfte: der reiche Guts- und Fabrikbesitzer 44, Rumpel 45, Heerführer 45, Geiseln 45,
- d) zauberhaltige Dinge: Köcher 45, Uhr 45, Bejen 47,
- e) zauberliche Wlangen (48) und Tiere (48),
- f) die ambivalente Magie 49—52,
- g) Würmer im Kranken, weiß hingelockt 54 f,
- h) Krankheitsbilder der hauptsächlichsten Zauberleiden: Weichselpest 54, Rost 54, Rage 54,
- i) die „Elemente“ als Krankheitsorganismen: Bichelstob 57, Wasser 57, Erde 58, Himmel 58, Feuer und Baum 60, Wald 62, Steine 62, Frost 62,
- k) das durch Wunder entsetzende Heilmittel 62 f.

## VI. Urteilen und Schließen.

Konkrete Denken und mangelnde Entwicklung der Kategorien 65, die bestmögliche Verbindung zweier Vorgänge ist die unmittelbare Identifizierung des einen durch den anderen 66, angeborene Funktionen unbekannt 67, naive Verknüpfung von Ursache und Gehalt ähnlichen Erscheinungen 68, dasselbe Ding als Ursache und Gegenmittel 68, Wirkung ihrer Verstellung 69, magische Eigenschaftsübertragung, besonders bei Zeugung 70, Tausch (71) und Uebertreibung 72, Bergzichen zugleich Ursache 73, Stinde Linn 74, Verknüpfung Partizipationsgesetz, keine Gültigkeit im Kampfglauben (74) und in der Biebezuberung 75, Zusammenfließen des Zaubers und des bezauberten Objekts 76, Bild und Wack 79.

## VII. Rarje Anatomie, Physiologie und Therapie der Volkswmedizin.

Heute und Nügel sind Sie von Leben und Zauberkräft 81; Fußspur, Ausstrahlungen, Spiegelbild, Schatten und Name gehören zum Ich 82, die Organe und ihre Funktionen ungenügend bekannt 83, Tiere als Organe im Menschen 87, Potastien 88, durch Dämonen verursachte Erbsenstilles 89, Vererbung und angeborenes Bild 90, Bild und Krankheit hatten den Wesen oberflächlich an und lassen sich abstreifen 91, Gehirnfunktionen 92, Diagnostik 92, Eigenschaftsübertragung im Heilmittel 94, Genusstufen der Krankheit durch Verfall 94, „Heilige“ Mittel 95; Tausch, Schmelze, Schiltenfahrten 96.

## VIII. Phantasie und Sage.

Bewusstes und unbewusstes „Rahlen“ 97, Sieg der lügenhaftesten, aber genaues und interessantes Angabe 99, der Verstand und die dämonische Liebhaft 100, Entstehung sogenannter Geistes 102, Wichtigkeit der Dämonen und Götter 102 ff.

## Verzeichnis

### der folkloristischen Literatur des Weichsellandes.

- Brandhäder, Danziger Sagenbuch, Dgg. 1883.
- Schreud, Westpr. Sagenbuch, 6 Bde. Dgg. 1906 ff.  
Märchenbuch, Dgg. 08.  
Seltene Kinder, Rgh. 1912.
- Stranitz, Kaschubische Dialektstudien, 2 Bde. Epp. 1896 u. 1898.
- Brunner, Ostpreussische Volkskunde, Epp. 1925.
- Cegusowa, De terrae Posenis incolarum superstitione in re medica,  
med. Diss. Berlin 1861, abgedruckt in Geys III. S. 187—208.
- Griffiths, Hegergrund und Hauberbaum, Berlin 1870, abgedruckt: S. u. J.  
Preussisches Wörterbuch 2 Bde. Berlin 1882/83, abgedruckt: S. 258.
- Grabrowski, Westpreussische Sagen, Pöplin 1914.
- Gryf, Pismo dla spraw kaszubskich, Sorow 1908 ff.
- Gulgowati, Von einem unbekanntem Volke in Deutschland, Berlin 1911,  
abgedruckt: Gulgowati.
- Heftliche Blätter für Volkskunde III. 112 ff., abgedruckt Heft. 51.
- Knoop, Volkslagen aus dem Alt. Hinterpommern, Posen 1888, abgedruckt:  
Knoop H.-Pom.  
Sagen der Pravelng Posen (Berlin 1913), abgedruckt: Knoop  
Gg. Pol.  
Sagen und Erzählungen aus der Pravelng Posen = Sonderausfl.  
d. hist. Gesell. f. d. Prov. Pol. Nr. 2, abgedruckt: Knoop II.
- Jahn, H., Volksmärchen aus Pommern und Rügen, 1891.
- Mitteilungen d. Vereins f. Kaschubische Volkskunde, Epp., abgedruckt: Kasch.  
Volkt.
- Krause, H., Sitten, Gebräuche und Aberglauben in Westpreußen,  
Berlin 1904.
- Legowski (Heub.: Kalmuski) Kaszuby i Kociewie, abgedruckt:  
Legowski.
- Remke, Volkstümliches in Ostpreußen, 3 Bde., 1884—1890, abgedruckt:  
Remke.
- Sorocz, Slawische Texte, St. Petersburg 1906, abgedruckt: Sorocz Slaw.  
Teksty Slaworekie, Krakau 1913—1924, abgedruckt: Sorocz Pom.  
Fjige Gajdzesevskijch starow Dgg. 1926.
- Ranachardt, die preussischen Folgen des Aberglaubens, mit besonderer  
Berücksichtigung der Pravelng Posen, Berlin 1878, abgedruckt:  
Ranachardt, Abergl.
- Währtrab, Die Tachler Seite in Wort und Bild (1908 ff.), abgedruckt:  
Währtrab.

- Kegelstein, Überglauben auf der Kurischen Nehrung (aus Glöckers Bd. 82) 1802, abgeklärt: Kegelstein.
- Philipp, Beiträge zur ermländischen Volkskunde (Dtsch. Geogr. Anz. 1906), abgeklärt: Philipp.
- Pienkatz, Die ost- und westpreussischen Märchen und Sagen nach Typen geordnet, Elbing 1927.
- Preuß, Th., Tierfagen, Dgg. 1912.
- Ramult, Słownik języka Pomorskiego, Krakau 1938, abgeklärt: Ramult.
- Reusch, Sagen des Preussischen Samlandes 1868, abgeklärt: Reusch.
- Riesl, Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig II, 4: „Deutsches Volkslied in der Kolonialzeit.“ Latzki, Dgg. 1924.
- Schente, Bei Obente verhält, Dgg. 1924.
- Schmidt, L., Junkert alle und neue Volkertitel aus Westpreußen, Dgg. 1924.
- Schnippel, Volkskunde von Ost- und Westpreußen, 2 Bde., Dgg. 1921 ff.
- Stanißki, Heimatlagen aus Danzig und Pommernellen, Dgg. 1924. Heimatmärchen aus Danzig und Pommernellen, Dgg. 1924.
- Spalczewski, Überhand lehrendes Volk in Rußland, StPa 1900, abgeklärt: Spalczewski.
- Tettau und Temme, Die Volkslagen Ostpreußens, Pommerns und Westpreußens 1883, abgeklärt: Tettau u. Temme.
- Treichel, Hieg., in Verzeichnis des Bot./Zoolog. Ver. f. Weßpr. 1889—95, in Bd. 6. h. 248. Ver. Marienwerder.
- Töppen, Überglauben aus Kujawen, Danzig 1867, abgeklärt: Töppen.
- Tschner, Die Gleisungen und Erbschaften, Berlin 1869.

### Abkürzungen der Ortsnamen.

Hl. = Herant	H. = Heue
Hs. = Hirschau	Krwb. = Marienwerder Wpr.
Dgg. = Danzig	Nbg. = Neudenburg
Dgg. S. = Danziger Höhe	Nh. = Neuhald Wpr.
Dgg. Nbg. = Danziger Niederung	Opr. = Osterpreußen
E. = Elbing	Sa. = Saigig
Schfl. = Hohenschein Opr.	Nfbg. = Nofenberg Wpr.
Ka. = Kartaus	Th. = Theen
Ke. = Kehn	W. = Großes Werder
Kgh. = Königsberg	Wpr. = Westpreußen.
Zanbg. = Zauenburg Pom.	

Ängere Gebildeten und Jugendbildner fühlen sich heute dem unwichtigen Volkstum unendlich viel näher als vor zwanzig Jahren. Überall, besonders in den Großstädten werden in den Heimatbüchern alte Länze, Märchen und mundartliche Volkspoesie gepflegt. In keinem Schullesebuch dürfen Heimat sagen und plattdeutsche Rätsel fehlen. Es ist nur mestwürdig, daß sich in diesen Sagenproben vielfach Fälschungen und Mißß breitmachen, je länger, desto mehr. Fällt es nicht auf, welch breiten Raum die historische Sage einnimmt, die doch in den besten wissenschaftlichen Sagenansammlungen wie Reiches Sächsischen Sagen und Kühnans Schlesißen Sagen fast verschwindet. Obendrein begegnen uns in den Jugendbüchern historische Sagen mit tragischen Liebesgeschichten, großen historischen Namen und mit Jahreszahlen gepickt. Jebermann, der aus dem Volksmund gesammelt hat, weiß, das unwissenschaftliche Volk erzählt sich nie und niegend solche Geschichten. Nein, hier ist etwas Ideal im Sinne Dänemarks.

Warum treten die Geschichten von Wassermännern, Wermüßen und Tatenseelen so zahl, die doch den Grundstock der großen wissenschaftlichen Sammlungen bilden? Sie riechen nach Aberglauben und verderben der sächlichen Schülerschar durch ihren pessimistischen Ausgang die Seele. Und der heimatliebende Deutschlehrer erklärt: „Ängere dummen ostdeutschen Bauern erzählen sich nur Müde, gruselige Spukgeschichten; so etwas Feines wie Kaskäppchen, Dornröschen und den geßießellen Kater schafft nur die echte deutsche Volksseele zwischen Elbe und Rhein.“ In solch unklaren und oberflächlichen Äußerungen tritt die ganze Begriffsverwirrung und Schauspielerei zutage. Abgesehen davon, daß gerade jene drei Märchen französischen Einschlag haben (s. d. Leyen, das Märchen S. 141), überieht der Herr Heimatskennner auch, daß nur ein Teil der Überlieferungen Unterhaltung und Spaß ist, der größere Teil aber besteht in Glaubensbekenntnissen der niederen Religiosität und ersten Vermählens praktischen Wissens.

Das Märchen ist freilich Gesunder, will spannen und erzeuen, ist ungedruckte Unterhaltungsliteratur, literatur orale (Schöller). Die Sage aber gibt Wahrheit, will ernstlich geglaubt werden und Glauben erwecken, Glauben an eine grausige, dunkle Welt des Schicksals und der Dämonen. Ein Jugendbildner, der dem Schüler die Sage nur als phantastische, spannende Erzählung näherbringt, der den Glauben des Volkes neben seiner Dichtung nicht zu Worte kommen läßt, ist vielleicht eine Kuriosität in der Zeit der Kulturkunde und begeht eine Halbheit. Mag er weiter zeigen, daß die „göttig Women“ bunte, kraftvolle und

spannende Kunstwerke schaffen, die oft einen Vergleich mit der höheren Literatur aushalten, aber in enger Nachbarschaft mit der Sage ge-  
deihen Aberglauben, abergläubische Bräuche, Quacksalberei und Spul-  
geschichten. Und dieser erste Teil der Volksüberlieferungen spielt im  
realen Leben eine größere Rolle als der fabulierend-spahige und ist  
ungleich wichtiger zur Erkenntnis der menschlichen Seele.

Die Spaltgeschichten verdienen mehr die Beachtung des Menschen-  
und Heimatkenners als die historischen Sagen und Märchen. Diese  
stumpfen, während unästhetischen Erlebnisberichte, denen jeder anmerkt,  
daß nicht Unterhaltung und Spah ihr Zweck sein kann, gehen den  
tiefften Einblick in die Empfindungs- und Gedankenwelt des armüch-  
tigen Volks und müssen dem gebildeten Heimatfreund schon deshalb  
wertvoll sein, weil sie die Mutter der Sage sind.

Die Sage entwickelt sich nämlich aus dem Erlebnisbericht, wenn  
ein Tugend Vorzuefassen diesen weitererzählen. Er erhält dabei im  
Munde guter Erzähler dramatische Formung, und es mengen sich ihm  
angewollt Erklärungen und Überzeugungen der Verbreiter bei. Der  
Sänger z. B. sieht im Delirium tremens weiße Mäuse und weiße  
Menschengestalten. Nun betrachten aber unsere heitlichen Schöpfer und  
Fischer solche ängstlichen Visionen als Teufelswerk, und ihre Farben-  
symbolik verlangt, daß böse Erscheinungen rot aber schwarz sind. Folglich  
finden wir in den westpreußischen Teufelsagen, wo jene Erlebnisbe-  
richte, dramatisiert und in die Massenüberzeugungen eingereiht, lauden, nur  
Geschichten von roten und schwarzen Dämonen, die den Sänger heilm-  
juchen.

Schon dies Beispiel zeigt, wie die Volksmedizin vom Volksaber-  
glauben nicht zu trennen ist. „Auf seinem Gebiet unseres Volkslebens  
hat sich . . . soviel bedeutsamer Rest des Glaubens und der Ansichten  
unserer ältesten Vorfahren durchgesetzt bis auf unsere Tage wie auf  
dem der vollstümlichen Heilkunde.“ (Senfarth, Aberglauben und  
Zaubererei in der Volksmedizin Sachsens, S. III.) Die Volksmedizin ist  
der gefährlichste und barbarischste Teil des Aberglaubens. Der An-  
hänger des Naturheilverfahrens wird dies Urteil ungerneht finden, und  
hat z. T. recht. Er denkt in erster Linie an die gute, alte Kräuterfrau.  
Ihre Kunst ist auf erfahrungsmäßiges Wissen aufgebaut, und sie ist  
die Vorläuferin des Apothekers. Die Kräuterkunde spielt aber heute in  
der Volksheilkunde keine Rolle mehr. Ein landfremder Abkömmling  
alttümlicher Heilkunst (Franz, Die Venebälionen im Mittelalter I. 394),  
hat sie der vollkommeneren akademischen Medizin weichen müssen, und  
leben geblieben sind ertümlichster Köhberglaube und die alten magi-  
schen Bräuche.

Da der Verfasser hauptsächlich an diesem Material die ganz ab-  
weichende Form vollstümlichen Denkens und Fühlens aufzeigen will  
und immer den Glauben des Volkes hervorkehrt im Gegensatz zur Poesie  
und zum inhaltsloseren Brauch, möchte er kurz das Verhältnis von  
Brauch und Glauben streifen, da hierüber viel Unklarheit herrscht.

Der exakt rechnende Mensch sieht rather da, wenn er folgende sich  
widersprechende Kreuzesbräuche vernimmt:



Im Obertand werden Silvester Äpfel gegessen, um im neuen Jahr vor Fieber sicher zu sein (Lemke I. 2), bei Neuenburg Westpr. werden sie gerade gemieden (Fr. V. 72); denn man bekommt im neuen Jahr sonst Krankheiten, wie man Äpfel ißt. Und im Sandland essen die jungen Leute in der Neujahresnacht Äpfel, um sich Liebesorakel zu holen (Frischhölter S. u. 3. 184).

In der einen Gegend werden Silvester Erbsen gegessen, damit sie im kommenden Jahr gut geraten (Gillgenburg, Töppen 67). In der andern Landschaft schühen sie den, der sie ißt, das ganze Jahr vor Unfällen (Marienwerder, Fr. I. 80), anderwärts vor Prügeln (Hohenstein, Töppen 63), Beschwüren (Wilsenberg, Töppen 63; Dt.-Eslau Fr. I. 80), Anschlag (Kahlbade-Typ. S., Fr. IV. 97), Hautkrankheiten (Lemke II. 273); in Galleßen, Kr. Neidenburg, endlich dürfen sie Silvester gerade nicht gekostet werden, sonst gebrähen die Erbsen nächstes Jahr schlecht (Fr. IV. 109).

Woll verbreitet ist am Neujahresabend das Peitschenknallen und Schließen. Aber während im Kreise Bölow über die Obstbäume geschossen wird, damit sie nächstes Jahr reichlich Früchte tragen (Knoop 177) und über die Felleiter geschossen wird, damit die Halme volle Ähren bekommen (Gulgowski 210), schiessen und peitschen die Knechte bei Danzig das alte Jahr tot (Ohra IV. 82), und im Obertand glaubt man sogar, dem Nachbar so durch eine Zauberei das Futter wegknallen zu können (Lemke I. 7).

Derselbe Brauch erzählt also hier eine andere Ausdeutung als dort. Man's Brauch ist ursprünglich Spiel gewesen oder hat einen ganz banal praktischen Charakter gehabt. Als sich die Zeiten änderten, fiel er als unverständenes Überbleibsel auf und reizte zu Erklärungen, und nun werden ihm zahlreiche, widersprechende, geheimnisvolle Deutungen gegeben; z. B. „deutlich tragen die meisten Praktiken der Divination spielmäßigen Charakter“ (Gauguinot in Paul's Wissen, Real-Enc. „Kritik“, S. 220). Oder ein Sakrament, das der Gebildete als symbolische Handlung auffaßt, ist für den kulturell Tiefstehenden ein magischer Götterzwang. Der Primitive kennt keine Symbole.

Unsere Rajshube setzen wie die alten Griechen den Toten Geld oder Topfscherben in den Mund. Der altgriechische Tote sollte bekanntlich diesen Griechen dem Charon als Fährgelt zahlen. Der Gebildete glaubt leicht, nun schon den ursprünglichen Sinn des Brauches zu wissen, und hält unsern einheimischen Brauch vielleicht sogar für Entlehnung aus Alt-Gellas. Er wird ruhig, wenn der Totenspennig anderwärts als Abladung für die auf der Oberwelt verbleibende Seele des Toten gilt. Der Rajshube erklärt gar, der Tote soll sich an dem Geld die Zähne ausbeißen und nicht die Lebenden aufstoßen (Ranult 285, Cepanova in Groj III. 200, Gulgowski 161). Keins dieser Erklärungen gibt den ursprünglichen Sinn des Brauches wieder, worauf treffend Vogt-Brühl (Das Denken der Naturvölker S. 9) hinweist. Der primitive Mensch spekulierte sicher abweisend vom heutigen folgender-

magen: die Unverweslichkeit jener Schwerden und Metallhüte soll auf den Toten übergehen.

Wir können heute wohl noch die Wurzel der meisten Volksüberzeugungen aufdecken und dabei die Seele des Aenemischen wieder erschließen, wie der Indogermanist die Sprachen vor 4000 Jahren rekonstruiert. Im angeführten Fall mit dem Totenpfeinig war die richtige Deutung noch heute mancherorts lebendig, und gerade in der Unterschicht höher gestellter Völker. Es ist Unsinn, daß in einem Volk, und sei es auch das kultivierteste, der Aberglauben ausgestorben ist; er düht nicht einmal seine Ursprünglichkeit ein. Freilich erst seit einem Menschenalter weiß der Volkswundler, daß auch in unserer Umgebung in den tiefsten Schichten etwas von ewigem Armenheimtum lebt. Leider hat man noch viel zu wenig dies armenheilige Denken und Fühlen gerade im Volksglauben der Heimat beleuchtet. Unser europäischer Gelehrter hat sich gewöhnt, in Sitte, Sage und Volkswedigen unvollständene, versteinerte Reste vergangener Zeiten zu sehen. Vieles im Volksglauben ist aber tatsächlich verstandene, lebendige Weltanschauung. Der Verfasser hat 15 Jahre lang im preussischen Weichselland Sagen und Aberglauben gesammelt. Es drängte ihn häufig Nader, in das versteinerte Fühlen und Denken der „geistigen und sozialen Tiefenschicht“ hinauszugehen. Da sah er voll Bewunderung, daß der Volksglaube allenfalls die Seele noch tief innerlich ergreift, krank kündigt, aber auch wieder Gegenmittel hergibt und aufrichtet. Selbst die sagenbildende Kraft ist noch lange nicht erloschen, wie Hegeler behauptete (Abergl. auf d. Ruz. Hebung S. 8). Versuchen wir nur rechtlich, was in die wahren Gedankengänge des primitiven Landmanns einzuführen, dann kommt bald Ordnung in das scheinbar widerspruchsvolle Chaos, und überall tritt Gesetzmäßigkeit hervor.

Wohlleicht eignet sich unser Weichselland besonders gut zu einer Durchdenkung (Erfassung) und Deutung des Volksglaubens. Tzipperi (Christentum S. 404) hat von ihm das schmeichelhafte Urteil gefällt: „Immer ist Ostpreußen das klassische Land der verständnisvoll und ungekünstelt erhaltenen Formen.“ Nur möchte Ostpreußen sich vom 21. Längengrad mangels schriftlicher Quellen unberücksichtigt bleiben. Dafür ist die Westgrenze des Ordenslandes soweit gestreckt, wie sie nur je war, am Ende der Deutschordensherrschaft, alle einschließlich der Kreise Lauenburg und Bülow. Und im Süden ist als Grenze die Rege genommen, ferner ist das an die Weichsel und das Kulmerland angelehnte sprachverwandte Rußland in die Untersuchung miteinbezogen. Die volkstümliche Literatur dieses Ländergebietes enthält wertvolle Materialsammlungen (siehe Literaturverzeichnis S. 5 und 6), freilich nur für kleinere Teilgebiete. Verhältnismäßig schlecht fortgekommen war dabei das Kernstück längs der Weichsel. Hier schloß der Verfasser aus eigenen handschriftlichen Aufzeichnungen, zitiert fr. mit römischer Band- und arabischer Seitenzahl.

Eine Unterscheidung von deutschem und slawischem Volksglauben hat der Verfasser in der Regel unterlassen. Das erfordert für den des Landes unkundigen Leser eine kurze Erklärung: Deutsche und polnische

Bevölkerung wohnt im Süden und Westen des Gebietes bunt durcheinander. Ständig sind Tausende von einem Lager ins andere hinübergewandert. In der Nordoste Westpreußens spricht die Grafschaft Krosow deutsch, die Nachbarländer kaschubisch. Und doch ist es mit der Zeit umgekehrt. Zur Zeit der Reformation sprachen die Bauern jener Kaschuben deutsch und die Krosower slawisch (Votenz, Geschichte der Kaschuben 117 f. Im deutschen Oberland und in den Weichselwäldern stammt ein großer Teil der deutschsprachigen Bevölkerung von polnischen Landarbeitern (Vomle III. 87). Überhaupt war vor dem Weltkrieg gut ein Drittel der „unzuverlässigen“ Westpreußen im wahren Sinne doppeltsprachig, d. h. daß der Kaschube mit seinen Pferden und Hunden deutsch, mit den Kühen slawisch sprach (Vogowski S. 148).

Weder nach Art noch nach Stärke des Aberglaubens bestehen zwischen deutscher und polnischer Bevölkerung erhebliche Unterschiede. Ebenso ist im Weichselland der Volksglaube von der Konfession kaum nennenswert abhängig (vgl. S. 64). Die Evangelischen besorgen sich bis auf den heutigen Tag katholisches Weihwasser und geweihte Kerzen (Schlen, Kr. Neue, Nr. XVII. 191 ff.; Dgg. S. Nr. XVII. 467 f.; vgl. Sluban, Oberland 201 u. 202). Die Protestanten etwa in der Danziger Gegend erzählen fast ebensoviel Teufelsgeschichten wie die Katholiken. Hegen- und Dampirglaube spielt in evangelischen Hirnen fast noch ärger als in katholischen (Kncop II. S. XVI). Den Katholiken beruhigt noch das Vertrauen auf die kirchlichen Abwehrmittel gegen Wetter und Zauberei.

Es liegt auch nicht so einzeln, daß man abergläubisch mit dummen, kumpfsinnig oder unkultiviert gleichsetzen kann. Im Gegenteil; da der Aberglaube viel Verbindungsstellen zwischen den Dingen und Ereignissen sieht, eben nur zu viel, erhält er den Geist in Spannung und macht ihn reger. Der Aberglaube hängt zum großen Teil mit dem Beruf zusammen. Berufe, die dem Zufall und dem Eingriff elementarer Gezeiten viel Spielraum lassen, begünstigen den Aberglauben, etwa der Beruf des Fischers, Kleinführers oder Schauspielers. Not und Krankheit sind wichtige Bundesgenossen des Aberglaubens. Derselbe Mensch neigt in Gefahren viel stärker zu Mystizismus und Magie als in ruhigen Tagen. Ganz fern steht dem Volksglauben der größere Besitzer, etwa der behäbige, nüchtern rechnende Niederungsbauer.

Trotz alledem ist eine unerklärliche stärkere Neigung zum Aberglauben für gewisse Landschaften festzustellen, z. B. für die Kaschuben, die Danziger Höhe, die Gostauer und Maharen. Auf der Danziger Höhe wohnen die großen Hegeriche, die noch heute aus Braunsberg, Puzig und Bätow, über alle politischen Grenzen hinweg aufgezucht werden.



## I.

### Das Wissen.

Wenn ein Durchschnittsgebildeter aufgefordert wird, zu sagen, was am Volksglauben vom sonstigen Denken absteht, wird er in erster Linie die Phantasterei und die Unmessenheit bemängeln. Welch schlimme Meinung bekäme er erst, wenn er ungeschminkte, vollstimmliche Gesichtsbilder überlieferungen hörte! In Schrenks Westpreussischem Sagenbuch lesen wir Sagen, die sich das heutige Volk von Kämpfen der Ordensritter mit den heidnischen Preußen oder den Polen erzählen soll; aber das sind nur Erinnerungen an die Schlußkünde. Unter sich wissen die Leute immer nur: „Hier ist einmal eine Kirche, da ist ein Schloß verfallen.“ Als einzigen Zusatz hört man, daß dort das erlöschungsbedürftige Schloßfräulein umgeht. Die Ordensritter leben im Andenken des Volkes höchstens als gottlose Raubritter fort (Hodenwinkel-Dgg. Berg. Hr. VI. 171 — Schrenk I. 53 ff.) oder als Riesen (Schönwalde-Nr., Rasth. Volkst. I. 157. 210 — Kammt 288). Raum vom Alten Friß gibt es eine wahre Kunde, das meiste sind Schnurren und Schwänke, die anderswo von Petrus oder Till Eulenspiegel erzählt werden.

Für die Masse des Volkes ist schon die Zeit von 1870 in trübe Nebel entrückt. Da hat der krasende Gott nur 50 Jahren ein Raubritterschloß in die Erde sinken lassen (Karwen-Buhig Hr. XI. 245). Das verschwundene Schloß (Burgwall) in Altstade bei Chersburg haben die Franzosen 1870 zerstört (Hr. III. 59). Die Burg im Rüstendorfer See, einen Burgwall, haben dieselben Franzosen 1813/1814 zerstört (Rüstendorf-Ro. Hr. IV. 62). Aus derselben Zeit stammen die „französischen Granaten“ im Marienwerderer Dom und im Danziger, es sind Steintafeln (Garnsee-Krond. Hr. XVI. 142).

Im Wald nördlich von Gülwe (Kr. Marienwerder Hr. XIV. 57) soll 1870 ein Gefecht gewesen sein, davon die vier „Franzosengräber“. Die Bachsmüher Kirche ist 1868 von den Franzosen zerstört (Hr. XIV. 191); andere meinen, das haben die Schweden getan, ihre Geschütze schossen von hinter Granaten, 40 km! (Hr. XIV. 191). Von einer heidnischen Bergzeit und von vordeutschen Bewohnern hat man keine Ahnung: die Saalfelder Kirche ist aus Ruppen herübergebracht, dort stand sie „von Anfang der Welt“ (Reinde II. 5 ff.). In den „Aphorismen“ — Urnen — liegen verbrannte Kaskaden begraben (Schüdeltau-Dgg. S. Hr. XVII. 158 f.) oder kreuzförmig = riesenhafte Kreuzritter (Schönwalde-Nr., Rasth. Volkst. I. 157).

Alleerdings sind dies nur die Aufzeichnungen von kleinen Eigentümern und Gutsarbeitern, aber etymologische Sagen werden selbst von Akademikern kritiklos hingenommen: Zabeltopf (Großes Wörterb. fr. XIV. 166) hat seinen Namen davon, daß in alten Zeiten, als das Salz bis dorthin reichte, die Schiffer sprachen: „Hic loads wy opp.“ Wo dieserfelde steht, „verdiehenne“ sich einst ein Ritter (= verirrte sich) (fr. XIV. 166). Im Krug „Höfenfleisch“ bei Schwarzwasser (Kr. Stargard, Behrend IV. 42 f.) wurde den Gästen einmal Menschenfleisch vorgesetzt. König heißt nach einem Rühneft (Tettau u. Temme 233). Berent ist Wör-End, ein Vater und sein Sohn stieten auf der Stelle, wo jetzt die Stadt steht, einen Bären und benannten darnach den Ort, den sie gründeten (Tettau u. Temme 263). Gumbinnen hat seinen Namen seit der Ankunft der Salzburger. Vorher hatte es keinen. Die alten Bewohner standen an den Stadttoren und riefen: „Kummt hinnen!“ (fr. III. 31). Ein Turm in Elbing heißt heute „das Koh“, dort ließ eine Mutter ihren ungeratenen Sohn auf ein hölzernes Pferd binden und verhängern (Behrend V. 51). Zum Bau des Buttermilchturms in Marienburg ist Buttermilch verwandt; tatsächlich hat keine Milchsauresform ihm den Namen gegeben, vgl. die Türme „Milchlanne“ und „Sohnentopf“ in Danzig.

Dahende solcher Sagen erzählen sich heute noch Deutsche wie Slawen aller Stände, dabei lassen die Deutschen gern mangelnde Kenntnisse im Polnischen spielen: wo heute Wagnik steht, war früher Einöde, die Siedlung entstand „us nic“ = „aus nichts“ (Fiedel-W. fr. XIV. 166). Auf einer Reiseauszucht kam der Alte Friz nach Kowalewo (poln. = Schönlake fr. XIV. 134). Abends tanzte er mit der Tochter des Schönlezer Schmiedes. Dieser hatte den Ort nach seinem Namen, jetzt wurde er nach dem denkwürdigen Tanz „Schmiedelinks“ = „kował lewo“ benannt.

Diese albernen Zabelrien sind nur möglich bei einem trassen Mangel an sprachlichem und historischem Verständnis. Auf andern Wissensgebieten, z. B. Physik, Chemie und Optik werden auch ungeheuerliche Dinge erzählt. Aber hier liegt, genau befehen, nicht Wissensmangel vor, sondern allertümliches Wissen, das auf dem Stande von 1800 n. Chr. oder 1800 u. Chr. stehengeblieben ist. Das „Zeitalter der Elektrizität“ leuchtet nicht in jede Hütte hinein! Oft mißt sich geschichtliche und physikalische Aufkenntnis zu einem reizenden Gemischel. In Butzja (=Kruze, fr. XIV. 189 f.) fand man mehrere Menschenköpfe. „Der eine hatte eine blaue Stirn, da hatte er sich wohl ge-  
 rohen; ein anderer hatte rote Haare, das war ein Germane.“ Auf dem Ruffenberg beim Kronenhof (=Danzig-Berg, fr. XIV. 170) fand man Menschenknochen, darunter einen Kopf mit rotem Haar; die Leute sagen: „Das muß der Oberste gewesen sein.“ Wo der Feldherr hat nicht nur einen roten Mantel, alle seine Teile sind von der Gesamtqualität „rot“ überstrahlt. Kein physikalische Erscheinungen wie der Regenbogen, wech zeitliche Ausdentung erfahren sie! In ganz Westpreußen lebt die Überzeugung, der Regenbogen ziehe Wasser aus Seen, Sümpfen und Flüssen in die Gewitterwolken empor. (Gustav-

Thorn Sr. 5 No. 80, Kr. Briefen Sr. 16 No. 248, Hontschelde-Staßm Sr. III. 182, Statthof-Dyß Berg. Sr. III. 165; Vandenham-Laudy. Sr. 27 No. 550; Dittanen, Kr. Memel Sr. 67 No. 738). Das tut diese Kiefernflanze (Kujawien, Jess. Bl. III. 129) mit solcher Eier, daß Frösche und Fische in die Eier mitgerissen werden; daher sind diese Tiere nach einem Platzregen massenhaft auf den Feldern zu finden. Sogar Menschen, die im Fuß des Regenbogens stehen, können in die Wolken emporgesogen werden (Sachoranzsch-Blatow Sr. VIII. 165). In Warsowiß (-Kujaw. Jess. Bl. III. 129 f.) fiel vor einigen Jahrzehnten ein Mädchen aus den Wolken herab. Es stellte sich heraus, daß der Regenbogen sie beim Gänsehüten, zwölf Jahre vorher, emporgesogen hatte.

Andere Hinterwäldler sehen im Regenbogen eine Teufel, an der die Ertrunkenen die Wolken ziehen (Jrhr. f. Volkst. XXI. S. 290), andere einen Fluß, an dem die Seelen des Himmels trinken (ebd.). Wieder andere sagen zu der Erscheinung: „wilk ograsako ma“ — der Wolf hat das Fieber (Viesel Sr. XVII. 61 f.).

Steht die Sonne an schwülen Tagen hinter einer Wolke und es fallen breite Strahlenbänder zum Horizont hinab, so meint unser Volk: „Die Sonne zieht Wasser.“ (Mund. u. Hammerstein Sr. 53 No. 634, Guttan-It. Sr. 83 No. 84, Danzig Sr. 107 No. 443, Kr. Briefen Sr. 16 No. 248.) Sie zieht Frösche und Schleie in die Wolken mit empor (Statthof Sr. VIII. 119). Lichtstrahlen sind groß körperliche Gebilde, mit denen der Himmelskörper zentnerschwere Lasten hebt und trägt: Der Mond zieht die Mondschlägen durch seine Strahlen an den Häusern empor (Kr. Briefen Sr. 13 No. 201, Schlagenthyll-No. Sr. X. 42). Nach Reinigung anderer wandelt der Mondschlägen aus eigener Kraft, nur leicht hingezogen, auf den Mondstrahlen hoch (Krißan, Kr. Rathhaus, Sr. XIII. 117).

Schon den uns nächstliegenden optischen Vorgang, unser eigenes Sehen, erklärt sich das Volk ganz anders als wir. Der Rahe leuchtet die Augen, „da sie so klar hinseht“ (Koschellen-Neustadt Sr. I. 105). Wenn man einer Rahe den Schnurrbart verstimmt, so findet sie nicht mehr nach Hause. „Der Schnurrbart leud die Lichtstrahlen, und laßt eine Rahe mit abgehauenen Schnurrbart ins Freie, so läuft das Licht an die Erde“ (Vandenham-Lauenburg Sr. 45 No. 435). Diese Angaben bekommen jegliche Sinn, wenn das Sehen als aktive Strahlung gefaßt wird, wie in der Physik des Mercurius (vgl. Sr. IV. 116; Sr. VII. 171, Sr. XVI. 100).

„Glutaugen“ verursachen Feuer an totem Material und lebenden Körpern („Entzündungen“). Das leuchtende Auge der Rahe, das schwarze der Zigeunerin, der flackernde Blick des Wälders oder der fischentbeschlende des großen Herrn oder des Lehrers, alle senden ein überdes, brennendes Glut aus. Nicht zufällig stehen gerade die glühungigen Tiere, Rahe, Hund und Gule, im Verdacht, Feuer zu speien (Kontz Sr. III. 119, Brunsbau-Pa. Sr. XIII. 80), das Haus anzufachen (Schallendoch-Rosenberg Sr. II. 41 f., Jedwabno-Keldig. Sr. VII. 151) oder um Schadenfeuer zu wissen (Danzig Sr. IV. 168, IV.

127). Nur spätere Abschwächung ist es, wenn jene Tiere dies durch eine brennende Kohle tun sollen (Konig Sr. I. 108) oder durch ihre Geßel (Konig Sr. I. 109; Jehovas-Kelch, Sr. III. 66). Das Geßel wird zuletzt auch nur als Feuer löbend bezeichnet; Kasch. Volks. II. 104; Mühlb. u. D. Sr. I. 107, IV. 112; vgl. Liegenhagen Sr. Werber Sr. VIII. 107. Aber solche Vorzeichen sind in der Logik des Volkes ebenso gut Ursachen (vgl. S. 78); und wie jener russische Führer die Behauptung „rot“ hatte, so sendet jede Lebensnäherung glühender Tiere Feuer aus, auch Furchen und Schreien.

In einem Dorfe der Danziger Höhe warf kürzlich ein Besitzer grimmigen Haß auf den Lehrer, weil dieser die Fundamente des neuen Stalles besetzen hatte. Nach einigen Monaten rechtfertigte sich der feindselige Landmann, „die studierten Herren“ hätten was Besonderes im Blick. Mauere man den Blick ins Fundament ein, so könne nachher kein Vieh im Stall gedeihen (Ruscha Sr. XVII. 249!).



## II.

### Die Wahrnehmungen.

Bei den letzten Beispielen aus dem Gebiet der Optik erkennt jeder Tiefersichtende, daß auch Logik, Fühlen und Wahrnehmen des Übergeistlichen anders arbeiten als beim heutigen Geistesleben.

Wer den zurückgebliebenen Fischer und Schiffer kennt, wird Achtung vor seiner Beobachtungsgabe haben. Dennoch ein Fehler haftet an seinen Wahrnehmungen, den wir schon bei der feuerstehaubenden und lehnen-schleppenden Rahe erraten mußten: er kennt nie alle primitiven Menschen keine Sinnesäußerungen. Stets baut er auf den Schein.

Er gibt der Kuh Vermutflügelschen bei Hitze ein (Denke I. 71) und schmeckt selbst Essig, Wermut und Pfefferminz; denn er hat danach ein Gefühl der Kälte im Munde oder Magen. (Marlenwerder.) Essig als Universalheilmittel legt er auf den schmerzenden, heißen Kopf (Sallenstein-Ra. Nr. 475; Landschow Dausg. Nr. 519). Ihm kommen dank seiner physikalischen Unkenntnis keine Zweifel, daß der nieder-fahrende Berg plözt (Nr. XIII. 351) und ebenso die Sonne beim Rückersinken ins Meer (Nr. XIII. 351). Auf dem halben Wege zum Kirchhof wird die Bahre merklich schwerer; die verstorbenen Angehörigen sind dem Toten entgegengekommen und haben sich jetzt zu ihm auf die Bahre gesetzt (Begelein S. 20). Je näher der Beihenzug dem Kirchhof kommt, desto schwerer wird das Kreuz (Piesel Nr. XV. 146). Der gebildete Kreuzträger begreift, sein Arm ist ermüdet, das Kreuz bleibt gleich schwer; der Dorfjunge scheidet nicht subjektive Eindrücke und objektive Tatsachen, er verlegt nicht seine Empfindungen nach außen ins Objekt und zweifelt nicht am tatsächlichen Schwerewerden des Kreuzes.

Sein Schicksal darf man kein Mitleid fühlen oder gar meinen, dann quält sich das sterbende Tier länger, „noch nach dem Tod“ (Fr. Stargard Nr. III. 180; Dausg.). Dem mitleidigen Zuschauer erscheint natürlich nur der Todeskampf länger.

Aufgeregte Menschen ergänzen in dunkler Sandhaft Baumstämme und hohe spitze Steine zu Menschengestalten und sind schwer von ihrem Irrtum zu überzeugen. Der Durchschnittsgebildete durchschaut solche Täuschungen. Aber ihn unbekannt und auch kaum begreiflich sind die frei aufsteigenden Bismen, die sein zurückgebliebener Landsmann häufig sieht, d. h. Erscheinungen, denen überhaupt kein Objekt in der Außenwelt zugrunde liegt. Unzweifelhaft treten solche



Hallucinationen noch heute an verrufenen Spukstellen auf oder in der Gemütherrangst oder beim Diebstahl, als Folge der Furcht erlappt zu werden, aber beim Essen verbotener Bäder (Kahlbude-Tag. Fr. V. 21, Biedel Fr. XIII. 457) oder im Alkoholdelirium und in der Uebermüdung.

Beklagte Kinder und durch Kindergeschrei in der Nachtruhe gestörte Mütter erblicken Hunde und kleine graue Männer über dem Ofen oder in der Ecke hinter dem Ofen (Fr. XIII. 295). Bei Todesfällen hören die durch Wochen übermüdeten Angehörigen unmerkliche Geräusche so laut, daß sie nicht mehr darauf kommen, den Höllenlärm auf die wahre Ursache zurückzuführen, etwa auf das Knarren eines Spindes, das Anjellen eines Tellers im Spind oder das Tappen eines Klimentischen im Nebenzimmer. Sie beschwören, ein Pferd lief dreimal ums Haus, jemand hat mit einer Weidenrute schief an die Scheiben geschlagen, das Küchenspind sei tatsächlich um, und sie hätten gehört, wie alle Teller und Tassen verflüchten. Wenn sie die Küche betreten, steht dann das Spind wieder unverändert; das Wunder ist fertig und wird natürlich dem Todesfall zugeschrieben.

Der Säugler hört ein mystisches Knarren (Tommaten-Kn. Fr. XIII. 37) und sieht glühende Gestalten, Irrelächter und flammen-spielende Teufel (Schmierau-Joppot Fr. XIII. 337). Ober tausend kleine Käfer und Läuse bringen auf ihn ein (Sollnow-Laudg. Fr. X. 13). Die Doctorenossen kennen den Deliranten als subjektiv wahrheitsliebend und mächtig, sehen nun, wie Angst sein Gesicht verzerrt und seine Glieder zittern; da kennt ihre tiefere Psychologie nur den einen Ausweg: alles, was der Trinker sieht, ist tatsächlich da. Die Menschen sehen eben nicht alle das Gleiche, und was der Trinker glaubt und hört, sind ja auch nach seiner Angabe keine gewöhnlichen Wesen; sie stößen ihm sogleich eine unerklärliche Angst ein, es sind Auserzungen aus einer furchtbaren, jenseitigen Welt. Eine Frau sieht im Wochenbett bei all ihren heben Geburten einen Zwerg, der ihr das Neugeborene halten will. Daß nur die Wöchnerin den Zwerg sieht und sonst niemand in demselben Zimmer, erschüttert nicht den Glauben an die Tatsächlichkeit der Erscheinung (Grensdorf-Tag. Fr. XVII. 470 f.).

Daß die Geisterkrieger plötzlich verschwinden, in Nichts zerinnen, wird auch nur als Beweis ihrer überweltlichen Herkunft bewertet. Eine Landfrau sieht am Kreuzweg einen großen, unbekanntes Hund; sie will ihn anfassen, in dem Augenblick verschwindet er. Hier gäbe der Kulturmensich die Schlussfolgerung: alle nur Täuschung. Anders die arme Landfrau, sie weiß sehr gerade, daß es ein Geiß war. Die Vermutung wird bekräftigt durch den Schreck beim Verschwinden des Tieres. (Fehsten-Neue Fr. XVII. 260, vgl. Neue Fr. XVII. 400 f.). Viele Erscheinungen erklärt sich das Volk durch ein Sichtsichtbarwerden, z. B. das Verschwinden des Landfeters. Wo wir sagen, der Vogel schwimmt unter Wasser fort, glaubt der abergläubische maßliche Fischer, er habe sich unsichtbar gemacht. Allerdings tut der Fischer

das nur im Affekt, wenn sich der Vogel vorher verdächtig gemacht hat, ein Topf mit Wassergerst) zu sein. (Höhl. Fr. V. 43 f.)

In höherer Erregung hat der Mensch eben eine ganz andere Legit., die auch unsern Zahlenbegriff über den Haufen wirft: Auf der Dazwiger Höhe steht ein als Menschenhinder berücksichtigter Höfster. Wenige Tage darauf ängstigt in derselben Hündhunde in zwei Haarbarronischen zugleich ein großer, schwarzer, unbekannter Hund die Passanten. Schlussfolgerung: beide Hunde sind der verstorbenen Sinder. (Frangenan-Dyg. Höhe Fr. XV. 21.) Selbst zugegeben, beide Hunde waren Geister und nicht Sinnesäußerungen, der Kulturmensch wird auf jeden Fall die logische Seite der Schlussfolgerung beanstanden: für ihn ist der Hund entweder in Pissen oder in Frangenan, an zwei Stellen zugleich ist daselbe Ding nie. Aber dem niederen Volk ist das eine ganz geläufige Vorstellung. Jeder Freimaurer hat einen Doppeltgänger, unser Volk sagt übrigens immer, „der Freimaurer ist ein Doppeltgänger“ bzw. „Doppeltgänger“. Besteht jemand den Freimaurer, wenn dieser verweist ist, schon tritt dessen Doppeltgänger vor den Dieb, dem Freimaurer täuschend ähnlich in Kleidung und Bewegungen, der Doppeltgänger kann nur nicht sprechen (Kultur-Td. Fr. VII. 65; Pesten-R. Fr. XVII. 263 f.; Neustadt Fr. XII. 304; Heide-Pa. Fr. XII. 322 f.; Judau-Ra. Fr. III. 83; Neustadt-Ra. Fr. VII. 79; Neue Fr. XIII. 389).

Eine halluzinierte Tiergestalt vertritt sich oft ins Innermaßliche (Montau-W. Fr. XVII. 117 u. Fr. XII. 310). Für die Volkstheorie stellt dieser ganze Tierstamm nur einen einzigen Geist dar (vgl. Duid, met. XIII. 578), etwas Unfassbares für den Zahlenbegriff des Gebildeten. Eine Hege verwandelt sich in „zahllose schwarze Raben“ (Sulczewski 13). Bei Strelas stehen drei Rachte Obf. Ihnen erscheint ein schwarzer Mann; dieser verwandelt sich erst in ein Pferd und weiter in eine Schar Raben, diese fliegen in den Schornstein (Sulczewski 28; vgl. Neustadt Fr. XIII. 86 u. XV. 90). Also der ganze Rabenstamm ist 1 Leusel. Drei Steine bei Kallichten sind ein einziges verwünschtes Burgfräulein (Joppot Fr. IV. 72).

Bisweilen schrecken auch Lote in Tiergestalt dem Dieb, besonders Hunde (Biedel-W. Fr. XVII. 24 f., Montau-W. Fr. XIII. 427 f.) und Kähe, die ihm auffällig nachlaufen (Kurzdraß-Wind. Fr. XIII. 432). Bei diesen „Verdächtigungen“ existieren die Tiere real in der Außenwelt, nur legt die Angst in sie eine ungewöhnliche Herkunft und Aufgabe hinein. Dieser psychologische Vorgang soll an anderer Stelle besprochen werden.

Küßbildend werden wir feststellen, daß unser zurückgebliebener Landmann in der Affektstellung zahlreiche Halluzinationen erlebt. Nur wenigen kommt die Sinnesäußerung zum Bewußtsein; so weiß mancher, daß der Säuer bald Feuer sieht (Braunsberg Fr. XIII. 345), und allgemein ist, daß bei den Erlebnissen der Hege in der Johannisnacht Sinnesäußerungen eine große Rolle spielen: Sie halten eine Verbeude für ein elegantes Kleidungsstück (Kosch, Töppen 41

Ann. 1), Kohlpfädel für Semmel (Hilferding in Kalk, Volkst. I. 2),  
müßieren auf Pferdeknochen und Ragenstümpfen (Sulzgewest 39)  
und wollen dem Zuschauer den Mund mit einem Eppenzahn und einer  
Bronzescranke zunähen (Sulzgewest 39). Aber in seiner Erkenntnis  
bleibt das Volk auf halbem Wege stehen: nie wird daran gedacht, der  
ganze Flug zum Hegenberg könnte nur geträumt sein als Folge der  
Stechapfelsalbe. Der Tanz auf dem Hegenberg gilt als sichere Tat-  
sache, ebenso wie daß die Hegen im Brautstiefel als Ragen Rahnfahrten  
unternehmen und jungen Leuten einen Jaum überwerfen und sie so  
zu ihrem Keltstier machen. Wie leidhaft-wirklich solche Pferde sind,  
zeigt die gewöhnliche Fortsetzung jener Sage: einmal warf ein junger  
Mensch der Heye schnell ihren Jaum über. Nun wurde sie sein Kelt-  
stier. Er ritt mit ihr zum Schmel, ließ sie beschlagen, und am nächsten  
Morgen trug ein Weib die Hufellen an Händen und Füßen. Damit  
war die Heye überführt und wurde verbrannt.

### III.

## Die Uebermacht des Gefühls beim Uebergläubischen.

Wie der Volksglaube nicht ohne Halluzination zu verstehen ist, ebensowenig läßt er sich ohne gedührende Beachtung der Effekte begreifen, wie schon angedeutet wurde. Auch das wird nicht genug beachtet.

Die meisten Spulgeschichten schließen mit der Angabe: Von dem ausgehenden Scheid lag der K. sechs Wochen zu Bett, oder nach drei Tagen starb er. Diese Angaben braucht man selten zu bezweifeln. Freilich sind sie in der Mehrzahl so zu erklären, daß der Spul eine Fieberhalluzination, also Begleitererscheinung einer schweren Erkrankung war und nicht ihre Ursache, und deswegen fürchtet das Volk mit Recht Selbsterkrankungen als Vorboten des Todes. Aber es gibt unzweifelhaft auch Fälle, wo Angst und Schreck von außen auf einen Menschen einwirken und diesen zurückerbliebenen Volksgenossen tagelang ebenso zu jeder Arbeit unfähig machen wie etwa einen Neger oder Indianer. Aus Australien wird glaubhaft berichtet, daß Eingeborene sterben können infolge der Uebersetzung, nämlich bezaubert zu sein. Wir brauchen nur einige Stellen aus Tansig herauszuziehen, da konnten wir noch im 19. Jahrhundert dasselbe Wunder erleben. Bei Lettau u. Lemme S. 283 f. lesen wir: „Kann man einen Dieb nicht ergreifen, so muß man bei seiner Flucht wenigstens eins seiner Kleiderstücke zu erhaschen suchen. Verliert man dies dann, so wird der Dieb krank. Dieser Glaube wurzelt so fest, daß in der Gegend von Berent vor kurzem ein Mann, der, beim Hausdiebstahl ertappt, sich mit Zurücklassung seines Kodes gelüchelt hatte, als er hörte, daß dieser von dem Bestohlenen schrecklich gehauen sei, sich hinlegte und starb.“ Und Löppen berichtet aus Masuren: „Auch bei Hohenstein ist das Tob-singen (pospiwow) bekannt“ . . . „Man bezeichnet hier eine Familie, in welcher Mann und Frau zu Tode gesungen sind.“ (Löppen 40.) Und aus Willenberg: „Viele Leute haben davon solche Angst, daß sie schon darum krank werden und sterben.“ (Löppen 40 f.)

Mehrere Erkrankungen läßt das Volk auf Erregung, besonders auf Schreck zurück, so z. B. Krämpfe (Sommerstein Sr. 51 No. 368), die Kote Kose (Neu-Zitz, Sr. Berent Sr. VIII. 70; Mühlhans-Bl. Sr. VIII. 170; Liebschau-Bl. Sr. X. 18; Lippin-Schweh Sr. VIII. 149), ferner die Brustentzündung stillender Frauen (Mastitis), früher von der Tansiger Nickerung bis zum Samland Dreep oder Drepp genannt (Sr. VII. 139, Zischler 42) und verschiedene Fantausschläge

(Waltersdorf-Heiligenbeil Jr. XVII. 160). Der Glaube beruht auf nüchternen Beobachtungen: Schwere Erregung kann tatsächlich die Greiffähigkeit der Frau zum plötzlichen Erlöschen bringen und so der Mastitis vorausgehen, und daß die Gürtelrose hier von Aufregung beeinflusst wird, behaupten noch wie vor auch kritische Köpfe.

Das Volk erklärt sich natürlich den Vorgang mit ganz abertöulichen Meinungen, von einem Verständnis solcher Vorgänge kann keine Rede sein. Der Schreck bringt ganz körperlich als heiße Wasse in den Mund ein, daher die aufsteigende Hitze und das Erröten. Man sucht den Eindringling schnell auszuspuhen: „Bei Schreck muß man ausspuden, sonst frigt man die Nase über die Flechte“ (Mühlhans Jr. VIII. 170). Noch deutlicher ist folgende Fassung aus Pehsten (R. Weme Jr. X. 118): „Den Schreck muß man schnell ausspuden, sonst bleibt er im Leib und gibt Ausschlag.“

Eine feurige Wasse scheint auch beim Beschänden, d. h. bei überwallender Rastrede vom „Beschänder“ gegen den „Beflaschten“ auszusprudeln. Daher glühen dem Beflaschten Ohr und Wade, und diese als heiß gefühlte Verleumdung gibt dem Verleumder und dem Verleumbeten auf der Junge Brandblasen (vom Verleumder: Kaskow-R. Jr. VII. 163, vom Verleumbeten: Töppen 40, Demke I. 115; Knaop, Fintensommern 182; Venjly-Rjt. Jr. XVI. 23; Wersin-Gaubg. Jr. V. 83). Die Beschändung läßt sich wie ein Gewärm ins Taschentuch spuden, in einen Knoten einbinden und in diesem mit der Hand teufeln (Töppen 40). Oder es wird Salz, das Abwehrmittel gegen Zauber, ins Feuer gestreut, so sendet der Besetzte seine Brandblasen zurück, die Hitze kriegt sie auf der Junge (Kraus-Tuchel Jr. V. 86). Die letzte Angabe zeigt die wunderwolle Logik des erregten Armenischen: durch böses Feuer ist ihm Leid gekommen, das Feuer, gleichviel welches, wird gut = zauberfrei gemacht, und der Zauber flieht auf die Abfenderin zurück. Durch Zurückfallen des eigenen Zaubers auf den Abfender erklärte sich am ehesten das häufige, unerwartete Erkranken der Hexe.

Unter Hexenglaube läßt sich ohne ein ungewöhnliches Übergewicht des Gefühllebens gar nicht verstehen. Was bringt diese Menschen in den Geruch der Zauberei? Auffällige Körperliche Abweichungen, wie androgynes Aussehen (Waltau Jr. 86 No. 134; Ration-Reichg. Jr. XIII. 283 f.), Zahnhait, Riesenwuchs (Wongrawitz, Knaop II. 80), Zwergwuchs, Blindheit, abfprechende Häßlichkeit, besonders Augenschmer, ewiges Knäueln und unerklärliche, merkwürdige Eigenarten wie fortwährendes Aufstehen (Knaop II. 77, 79), dann absonderliches Häßeln (Sechtem-Briefen Jr. 19 No. 282) usw. Für die Zauberei des polnischen Oberlandes macht Töppen (S. 36) folgende Angabe: „Es sind oft gebrechliche oder sonst durch körperliche Schäden auffallende Personen, in R. bei Hohenstein z. B. ist es ein Zwerg.“ Die 1863 in Willenberg, einer Vorstadt Rationburgs, als Hexe erschlagene Danzigerin Marianne Kunde (alias Selanke) hatte nur die eine Schwache, eine trübsinnige Alte von abfprechender Häßlichkeit zu sein. Das mußte sie mit dem Leben bezahlen. (Mannhardt, Aberglauben 60—62.)

Der Anblick von Schrecken löst eben in uns Unlust und Unbehagen aus. Dies verschlechterte Befinden ist Verhugung, Krankheit. Wir müssen gegen unseren Willen bauernd auf den Augenschleim des Mitmenschen sehen, z. B. auch auf rote, entzündete Augen. So dachte man sich früher in Aufkenntnis der Bazillen, die ansteckende Ägyptische Augenkrankheit durch den Nid übertragen. Bei Erwähnung von Zahnschmerz und Ungezieser fühlt der suggestiv Beeinflussbare an der entsprechenden Körperstelle des eigenen Leibes dasselbe Leiden. Bei der Aufkenntnis von Sinnesäußerungen ist nur ein kleiner Schritt bis zu dem Glauben, Zahnschmerz und Ungezieser liegen sich anhegen.

Dazu zeigt die reizbare, hysterische Heze heftige Wiffensbrüche und löst gegen ihre Feinde able „Kränkungen“ aus. „Kränken“ ist aber nicht ohne Grund von „Krank“ abgeleitet. Es fällt beim empfindlichen Menschen schwer, eine beginnende Erfüllung von einer festlichen Bestimmung zu unterlassen. In P. (Ar, Rome) lebt eine alte Jungfer, die bekommt leicht müllende Augen und schlupft bei geringfügigen Anlag so heftig auf die Kinder, daß sie davon krank werden. (Fr. XVII. 294.) E. Lemke bringt (I. 111) die lehrreiche Notiz: „Der Wunsch, sich zu rächen, verleiht einer bis dahin harmlosen Person böse Macht.“ So kommt erbitterter Haß einer schlimmen Zauberkräft gleich. Aus Besheit aufgelegte Käuse kann man nicht austrotten (Knoop, Winterkommern 174).

Kangels psychologische Analyse fühlt das schüchternste Bauernkind, wenn auf ihm viel Blicke ruhen, wie eine Hitze und eine Schwindel erzeugende Zauberkräft aufs Gesicht überströmen. Das ist der Urof, der böse Blick. Auf ihn wird schließlich alle plötzlich auftretende Abheil mit Blutandrang zum Kopf geschoben, Schwindel, Kopfschmerz und das jene begleitende Fieber (Töppen 37). In Rome zeigte kürzlich eine Frau ungewollt eine Heze, die „urok rzuciu na ludzi“ (= „Blutberaubung auf die Menschen wirkt“.) Die Heze sah ihrem Opfer „wird in die Augen. Der angeschauten Frau begann es ganz dunkel in den Augen zu werden (zarzelo się zupełnie ciemnow oczach robił). Aber sie schielt noch Geistesgegenwart, unterbrauh jene Heze und drang in sie, sie solle sie wieder zurückentzubern. Da lächelte die Heze beobacht, sah der Frau lieblich in die Augen, freihellte ihr übers Gesicht, und die Frau sah wieder gut“ (Fr. XVII. 427—429).

Wäre diese Bezauberung bald nach diesem Anfall von Trampus oder Zungenüberholse besallen, ohne Besinnen hätte man dieser Bezeugung schuld gegeben und die Krankheit als Urof bezeichnet.

Auf Grund solcher ursächlichen Verknüpfung vereinigt das Volk hundert verschiedene Krankheiten der akademischen Medizin zu wenigen dämonischen Leiden wie Weichselzopf (kolima), Kall (macica), urok und krasnoludki.

Nächst krankhaften Körperergüssen wird ungewöhnliche Haut- und Kleiderfarbe gefürchtet und bringt in den Ruf der Zauberei. Jede Jägerin gilt dank ihrer schwarzen Augen und der dunklen Hautfarbe als Heze. Sogar Menschen, die nur vorübergehend infolge ihrer Berufsarbeit schwarz oder weiß gefärbt sind, wie Schornstein-

legen, Schmiede und Müller, sind der Schrecken der Kinder; aber es gibt auch dreißigjährige Kinder, die die Furcht vor „Schwarzen“ kaum verstanden gelernt haben, und nicht zuletzt rüht es hierher, daß diese Berufe im Geruch der Zauberei stehen und daß der tote Müller und der tote Schmied als Geister umgehen (Schmid: St. Albrecht-Dgg. Nr. VII 146; Kalkentin-Dgg. S. Nr. VI 150, Judau-Rn. Nr. VII 69 f., Mühlthanz-St. Nr. III 10; Lorenz, Rom. 23 f., Schalkenbach-Kofenberg Nr. II 16 f., Pöstel Nr. XVII 20, 22, 23; von Müllern: Borna Nr. Braunsberg Nr. XVII 100 f.).

In den bisherigen Beispielen bestand sich der Abergläubige immer in einer passiven Rolle der Hilflosigkeit und des Krankeins. Der Aberglaube tritt aber auch als Ursache von Folge jenseitigen Handelns und verweiselter Thwahr auf. In dieser Hinsicht zeigt erst der erste Mensch eine krause Vogil!

In Ostland (Nr. Fuhlg Nr. X 79) erkrankte jemand und es wurde ein Gegenzauber zur Heilung der schuldigen Hege angewandt. Als erster Mensch betrat daraufhin die Frau des Lehrers das verhexte Haus. Nach Volksmeinung hatte sie sich damit als Hege verraten. Einige Dorfweiber wollten ihr auch zu Leibe gehen. Aber die andern hielten jene Konsequenzen zurück. Bald darauf betrat eine arme Frau das Haus, sie wurde desto ärger mißhandelt. Die abergläubige Menge handelt hier nicht logisch selberrichtig, sondern wie ein gehänselter Idiot, der den nächsten, schwächsten Zuschauer schlägt und ebenfalls behauptet, dieser habe ihn geärgert. Wenn er nur seinem Grimm Luft macht!

Manche Bauern des Oberlandes (Schmauch-Nr. Holland Nr. XIII 331) legen bei Gewitter ein großes offenes Messer auf den Tisch. Ähnliches überlieferen Letten u. Lotten aus dem Beginn des XIX. Jahrhunderts (S. 284): „Eßes Wetter glaubt man dadurch zu stillen, daß man mit der Axt in die Türschwelle haut.“ Diese Mittel stehen auf derselben Stufe wie die von Klewenhuis aus der Südsee berichteten (Wurzeln des Nativismus S. 33): „Der Häuptlingssohn erschlägt ein Huhn oder ein Schwein, um dem Unwetter Luft zu machen.“ Der Blitzgott wird in dem Augenblick wie ein eckeliger Sterblicher behandelt, mag er auch sonst als große Gottheit gelten. Eine Drohung von ebenso barbarischer Vogil begehrt manch Eigentümer, dem die Gänse verurufen sind: er richtet eine Gans hin und gibt das Blut den andern zu fressen (Fuhlg, Dff. Sennowa in Graf III 196). Oder ein junger Mensch verbrennt den ersten Jahr, den er verliert, zu Asche und nimmt diese ein, so hofft er zettelbens vom Jahrschmerz verschont zu bleiben (Knoop, S.-Rom. 175).

Die Vogil miltet, da vergraben die Bewohner von Alt-Balesthen eine tote Frau lebendig (Behrend V. 29; Graf-Rn. Nr. IX 59). Sie rechtfertigen ihr Vorgehen damit, die Hundertjährige konnte nur so alt werden, indem sie den Jungen das Leben wegnahm und sich deren Lebenskraft aneignete. Diese Begründung ist späterer logischer Überbau. Das Ursprüngliche ist die Effektentladung der geängstigten Volksmasse gegen die höllische Alte, man will seiner Wut Luft machen



und einen stillen Segner einzuflüstern und möcht den unbeliebtesten Dorigenossen.

Aus dieser Stimmung entspringt auch das „Bauopfer“, das die Niederunger Bauern 1463 beim Dammbruch vornahmen. Die tollsten Männer warfen einen trunken gemachten Bettler in die Weidhölde, und gleich schloß sie sich (Leiten u. Lemme 104, vgl. Knoop, S.-Fom. 165 f.). Hierher gehört auch die Hinrichtung des Ranz (Weiß), die früher am Johannistag, dem Beginn von Seuche und Unwetter, in laßubischen Wäldern stattfand. Zuerst wurde diesem „Sündenbock“ ein Sündenregister vorgelesen (Kasch. Volkst. II. 52–56).

Schon die Erregung an und für sich ist dem Mischgestimmten wohlthuend. Deshalb werden Drohung und Schreck als Heilmittel angewandt; der Gedanke, den Krankheitsdämon einzuschüchtern, ist erst spätere Umdeutung. Man erschreckt den Fieberkranken, indem man ihm einen Topf nachweist oder den Fiebrigen in den Brunnen zu werfen droht (Knoop, S.-Fom. 162). In West- und Ostpreußen zerstückelt man neben dem schlafenden Fieberkranken ein Glas oder einen Topf, schreit plötzlich wie bei einem Unglück und übergibt gar den Kranken mit kaltem Wasser (Lemke I. 47, Regelen 18; Kasch. Volkst. I. 30).

Die Volksapotheke gibt scharfe Stimulanzien ein. Die erzeugte Erregung läßt den Kranken weniger auf sein Leiden achten. Keine Zwiebeln in Butter gedämpft können noch einem Sterbenden aufhelfen. Bei Schwarzwasser lag ein Mann schon zwei Tage ohne Sprache. Er war so schwach, daß er kaum noch den Rüssel heben konnte. Die Angehörigen brachten ihm Ei mit Speck aus Bett, er aß keinen Bissen. Da wurde ihm ein voller Teller Zwiebeln vorgesetzt, in einigen Stunden war er auf den Beinen (Schwarzwasser-Stargard Hr. X. 107). Ob die Zwiebel nicht die Herzstätigkeit belebt hat wie eine Kampfbasis, möge der Rebliziner entscheiden. Unzerläh wird die Zwiebel gegen „Fener“ und Schmutz angewendet (Lemke I. 79).

„Pfeffer halt den Mann vom Wech.“ (Schwarzwasser Hr. X. 106). Von einer tödlichen Dosis schwarzen Senfes berichtet Ceynoma aus dem Kreise Puhig (Grosf III. 192). Wilder Senf (Slaymbrium Sophia) wird im Oberland gegen Malaria und Fieber genommen (Lemke I. 77), ebenda Schnaps mit Sodum acro (Lemke I. 47 f.), in der Kaschubei Meerrettich mit Buttermilch (Gulgowost 204). Heirich hilft gegen Husten (Zisterburg Hr. VIII. 68) und gegen Gallensteine (Dg. Hr. VIII. 67), Meerrettich gegen alle Steinleiden (Danziger Niederung). Auffällig scharfe Stoffe sind auch die meisten Mittel gegen Zahnschmerz, sie lenken in erster Linie durch ihr Brennen die Aufmerksamkeit vom Zahnschmerz ab. Erst sekundär wollen sie den „Bum“ aus dem Zahn hinausschlefen. Da wird der hohle Zahn behandelt mit Pfeffer (Kr. Briefen Hr. 14 No. 214, Oberste Hr. I. 121), Kreidnelles (Hammerstein Hr. 813, Oberste Hr. I. 121), Tabak (Oberste Hr. I. 121, Schmecha-Kr. Hr. VIII. 73), Arnika (Brod-Ph. Hr. X. 84), Rainwurzel (Kirchan-Ka. Treichel in Naturf. Ges. VI. 1 S. 2) und Salz (Lemke I. 55, Hammerstein Hr. 813 und Stangenwalde Dg. S.).

Die „Drekapitelche“ mit gesüßte widerlichen Nigturen stellt die Krankheit hinaus und rüttelt den Patienten auf, er vergißt zeitweilig seine Krankheit und stößt sich nach der schwereren Überwindung innerlich gewandt. Kuhbrod wird gegen Geschwülze verwandt (Landeshaus Fr. 517), ferner gegen Zahnschmerz auf die Wunde gelegt (Weyig Fr. VIII. 73), ebenso Hühnerbrod und Kapendrod mit Birkenteer (Fr. 336. II. 375; Widenau-Elding Fr. 338).

Kinder mit Krämpfen (Dittauen Fr. 711) und Lungenkrankheiten bekommen Kuhbrod mit Milch zu trinken. (Agb. und Dirschan Fr. II. 83). Schon der Geruch des Kuhbrods heilt Lungenleiden (Marlenwerder Fr. II. 83; Dausig). Seim kalten Brand verhindert allein ein Pflaster aus Schweinebrod den Tod (Stutthof Fr. VIII. 63). Schweinefot heilt Frostbeulen (Bodenwinkel, Dgg. Weg. Fr. VIII. 62). In der Sonne gebleichter Hundelot hilft gegen Kose (Stutthof Fr. VIII. 63). Ursprünglich ist das Mittel allerdings wohl eine Übertragung einer gewöhnlichen Farbe. Hundelot in Milch wird gegen Geschwülze eingenommen (Bodenwinkel-Dgg. Weg. Fr. VIII. 62).

Als besonders wirkungsvoll gilt die eßliche „Kopfschälze mit Milch“. Sie wird gegen Typhus, Schwindstucht, Kollik (Rubianen-Berent Fr. X. 16), Kose (Dittauen Fr. 712) und sonst allerhand Leiden gegeben. Das Mittel bringt den Frost „machen“, den Beturfacher der Kollik, zum Plagen.

Ein „goldenes Pflaster“ aus menschlichen Excrementen wird in einem Beutel auf Wunden gelegt (Fr. 336. II. 139 f.). Pferdebadung gehört auf Schnittwunden (Seehelm-Beisen Fr. 216) und auf den Rücken „ad haemorrhagiam per os et naras.“ (Cognova.) Eingraben in Pferde- oder Schweinebadung heilt die Syphilis. Diese Gungpadungen reinigen das Blut (Elding Fr. 325). Auch die Veterinärmedizin des Volkes kennt solche Mittel: Sie legt auf die Entergeschwulst Pferdeweiß (Fr. VII. 134) und gibt den Küllern bei Entzündung der Gedärme Schweinefäuche ein (Widenau Fr. 337).

Wollsch wird bei den Gungpadungen gegen Syphilis dem Dng ausdrücklich die Kraft zugeschrieben, Gift und Krankheit aus dem Patienten „herauszuziehen.“ Wollschbedache unterliegen eben einer ewigen Umdeutung. Ebenso als herausziehendes Pflaster wirkt die Kröte. Sie wird lebend auf den Schlangenzüß gebunden, damit ihr eßlicher Leib „das Gift auszuge“ (Zemle I. 95), ebenso auf Knochenfraß (Dittauen Fr. 714). Das primär wirksam Gedachte ist wohl auch hier der Efel. Der Fieberkranke z. B. zerbeißt eine lebende Kröte, um sich vor Efel des Fieber „abzuschließen“ (Zemle I. 93). Es gibt halb-ermadrene Mädchen, sonst verständige Personen, die Stunden lang weinen, wenn sie eine Kröte zu Gesicht bekommen (Fr. XVII. 338 f.).

Wenige Ereignisse machen auf den Menschen solchen Eindruck wie der Tod. So kann es nicht wundernehmen, daß Leichenteile, ferner Wasser, in dem ein Leter gewaschen ist, und der zum Abiraden der Leiche benutzte Lappen heilkräftig sind: der Lappen, mit dem ein

Toter gewaschen ist, wird auf die Nase (Geogr III. 200) auf Wunden  
 (Krause S. 3) und auf Geschwüre gelegt (Zubianen Jr. XV. 24).  
 Bestreichen mit einer Totenhand heilt Gesichtserose (Kr. Bräsen Jr.  
 219) und Krämpfe (Gustav Jr. 23), ferner sonst unheilbare Wunden  
 (Pruß-Danzig Jr. II. 83, Rusin-M. Jr. X. 40), beseitigt Ausschlag  
 (Rusin Jr. X. 40), ferner die Muttermale des Neugeborenen (Koch  
 Vossel. I. 74, Danzig Jr. VII. 126, Tempelburg Fem. Jr. XV. 179)  
 und Zahnschmerz (Seehelm Jr. 218, Landeshow Jr. 523, Bente I. 55).  
 Auch dreimaliges Berühren mit einem Knochen vom Kirchhof (Süßen-  
 burg, Töppen 54) vertreibt den Zahnschmerz. Menschenfett, zu welchem  
 Bier getrunken, heilt Bleichsuche (Bente III. 46). Menschenfett wird  
 in der Apotheke gekauft und ist heute Salbai. Gegen Verheben des  
 Garglases mit Schnaps getrunken (Töppen 56). Kopfschmerzen  
 schwinden, wenn man den Kopf hinlegt, wo soeben ein Toter gelegen  
 hat (Tiegenhagen-M. Jr. VIII. 53). Das Kirchhofserbschen (Semp-  
 vivum testorum) heilt beim Pferd innere Krankheiten (Gustav-Th.  
 Jr. 47), beim Menschen werden sie auf Wunden und Geschwüre gelegt  
 und mit Waite ins schmerzende Ohr gesteckt (Bente I. 77).

Nun erst gar, wenn der Tod einen Lebenswandel abgeschlossen hat,  
 bei dessen bloßer Erwähnung man schaudert! Blut von Mördern,  
 Räubern oder gar Menschenfressern hat eine viel stärkere Zaub-  
 erwirkung als das gewöhnlicher Menschen. Schon lebend sehen Räuber  
 für das Volksempfinden über den andern Sterblichen. Es ist ja be-  
 kannt, wie gern die unsklavtesten Waldbewohner dem Räuber Zu-  
 trückerdienste leisten. Die Staatsgewalt ahnt kaum, wach ein Nimbus  
 von Heldennut, von Grenzbarkeit und Wildtätigkeit, von Reichtum,  
 gewissen Gelüsten und Zauberkraft den Banditen umgibt. Wenn den  
 Verbrecher in den beliebten Räubergeschichten auch ein gewaltiges,  
 vergeltendes Ende erreicht, so steht er bei Lebzeiten unerreicht da,  
 was die zwei Hauptwünsche des Menschen betrifft, in Reichtum und  
 Liebesglück. So viel Gold hat kaum der König (Vorenz Slov. 24, 139,  
 Lorenz-Fom. 30, 188, 312, 346, 423, 502, Brandhäter, Danziger  
 Sagenbuch 81 f., Quodrusa-Ka Jr. XII. 183). Diesen Helden nennt  
 der Koschube in einem Dienzage Räuber, Mörder (mordoz) und  
 Zauberer (zarownik).

Der geschichtliche Lujawische Räuber Glyda führte stets drei  
 Dinge bei sich: das Kränlein der Schildkröte, das Fesseln Löwe und  
 Türen öffnete, die Hülle des Farnkrants, die alles Verborgene  
 zeigte, und eine (unsichtbar machende?) Diebslerze, das war das Bein  
 eines Fortas. Dies hatte keine Zauberkraft aber nur in Glydas  
 Hand; denn er war es, der die Mutter des Ungeborenen umgebracht  
 hatte (Spukgewelt 31 f., vgl. Lettau-Lemne 137 u. 206).

Dem Räuberhauptmann Kleinshmidt, der während des Welt-  
 krieges mordend und brennend die Tschaker Heide durchzog, sahen  
 zwei Raben auf seinen Schultern, die ihm jeden Anschlag vorherlagten.  
 Auch er konnte sich unsichtbar machen (Hochkübau-Stargard Jr.  
 XIII. 281).

Und noch nach dem Weltkriege erzählte sich das Landvolk am Ost-  
rand der Heide von einem Räuber früherer Zeiten, der sich in einen  
weißen Wolf verwandeln konnte. Daher habe er wie der Wolf ein  
stetiges Gemid. Auch ihm brächen zwei Kräh'n Vortschafft zu. Er hatte  
einen Spruch, der das Geschick jedes Gegners verkünden ließ. So durch-  
zog er die Heide und jagte Menschen. Deren Leichen trug er in einem  
Kudlach fort (Großed-Schwef Hr. XIII. 248).

Mit ähnlich unwirklichen, übermenschlichen Tugenden sind die großen  
Hexen ausgestattet: Stimmherinnen, aber hilfsbereit gegen Arme  
und Kranke, stark, reich und kammhaltigen Gelüsten lebend. Von  
einer bei Wöngrowitz wurde im Ernst angegeben, sie hätte sieben Sec-  
treter der sieben mächtigsten Berufe verheiratet, einen Arzt, einen  
Rechtsanwalt, eine Hebamme etc. Diese saßen lebend im Bauch des  
nichtleiblich gebauten Weibes und wurden von ihr zur Erreichung jedes  
denkbaren Heiles ausgehendet (Knoop II. 89). In einem Trank aus  
Menschenblut und Kräutern stärkte sich auch die Hexen, die am  
Johannistag bei Wisola — Wittstod-Str. (Brandstüber 83) tanzten.

Es ist leicht verständlich, daß die Leichen solcher Übermenschen  
doppelt gänberichtig sein müssen. Bei Hinrichtungen von Raub-  
mördern versuchte früher das zähauende Volk etwas Armeislerblut  
ober einen Finger des Hellsüßten zu erheuten. Das heilige Schindelschicht  
(Marienwerder), brachte dem Landwirt Gebelien ins Haus (Zünder-  
Dg. Nbrg. Hr. IV. 168; Jahr, Bonn. Sg. 357, Ellipseu. Monatschr.  
XXII. 265) und dem Kaufmann und Krugwirt Rundscheß (Dittmann  
Hr. 809). So wählte der Besitzer des Golgenkrugs von Smolin  
(Kr. Rasthaus, Dist. Zitzh. Marienwerder XXXV. 94) zur Schwelle  
Golgenholz. Die Pflanze Urtanne schützte den Vieh. Sie wuchs auf  
Nichtplätzen. Das Blut der Hingerichteten ging in die Pflanze über  
(Göttingen-Str. Hr. XVII. 448). Diese Gefühlsvorgänge haben sich über-  
all und zu allen Zeiten abgepielt. Es sei an die Kapelle dei decollati  
in Palermo erinnert. Schon zwei Jahrtausende vor uns tranken die  
Epileptiker Alt-Roms zur Heilung Gladiatorenblut (Pauls-Wissowa,  
Kultus 2114).

Die einer Hinrichtung beiwohnende Menge hatte stets mit dem  
Lumpen, der aufregende Taten verrichtet, dreimal mehr Mißgefühl  
als mit dem unterlegenen Ermordeten, wie auch Demke (III. 71) be-  
zogen. Dem Unterlegenen rüßt das Volk ängstlich, ja feindselig an.  
Sein Geist spukt als Anreißer und plagt die Umwohner (Hr. IV. 156,  
Brauß-Dg. Hr. VI. 108, Kradw.-Gn. Hr. V. 85 f., Scheub VI. 25 f.).

Es sind wohl genug der Beweise, die uns zeigen, wie stark der affec-  
tive Einschlag beim Hellschlagen ist und wie anders die Massenpsychie  
fühlt als der einzelne. Wer den August 1914 erlebt hat, wird wissen,  
wie vor einer Welle von Angst und Mut jedes vernünftige Urtheil  
kapitulirte. Man vermute Ruffen in den Abenteurern (Danzig  
Hr. I. 168), traute den Spionen zu, daß sie Stundenlang unter Wasser  
schwammen (Danzig Hr. I. 168) und zeigte im Ernst fünf Zentimeter  
lange russische Zähne (Ostsee-Beubg. Hr. X. 70).

Vielleicht jede dritte Dämonenlage zeigt im Abschluß die gleiche „affektive Perspektive“. Der Dämon kann nach so stark, stilig und mit Zauberkräften begabt sein, er wird als häßlich und wesenlos lächerlich gemacht und am Ende vom Menschen geprellt, verliert seinen Schwanz, läßt einen Teil seines Ackerwertes ein usw. Er gleicht dem Gegner im Kriege, dem man jede erdenkliche Schwäche, schlechte Bewaffnung, mangelhafte Körperpflege, Dummheit und stille Gemüthsart nachjagt, um sich seine Ungefährlichkeit vorzutäuschen, Mut zum Angriff zu bekommen und schärfste Kriegsmittel zu rechtfertigen. Es verübt große Katalikt, einen jahrelangen Weltkrieg gegen 400 Millionen Menschen zu führen und sich dann zu wundern, im Ernst von sozial wütenden Menschen als Verbrecher, Menschenfresser und Zersätiger bezeichnet zu werden (vgl. Bahschutz, Massenwahn).

#### IV.

### Die Begriffsbildung I.

Je entlegener die Vergangenheit, desto stärker wird alles menschliche Denken mit Gefühleregungen und Willensimpulsen durchsetzt gewesen sein. Jeder Begriff erhielt früher durch diese Beimischung einen weiteren Umfang, nämlich Merkmale, die wir ihm heute nicht mehr zählen. So gehört zu dem tschubakischen Begriff Händer das Merkmal „reich“ (S. 27). Eine frühere Zeit, die den Mechanismus eines Schließes mangelhaft durchschaute, legte in den Schlüssel etwas Geheimnisvolles hinein; überall erweist sich seine Zauberkraft im Öffnen. Man steckt ihn in die zusammengekrampfte Hand des Epileptikers (Gautier-Th. Fr. 30 No. 80), er öffnet sie, beseitigt das Krankheits-symptom und damit auch Urlogik das Leiden. Man legt ihn bei Nasenbluten auf das Gesicht (Widerman Fr. 381). Er schließt wohl die Blutgefäße. Man erschließt mit ihm, besonders mit einem alten Erbschlüssel, die Zukunft (Teitan u. Temme 284, Mannhardt, Aberglauben 7 f., Klein-Kay-Nit. Fr. XVI. 16) und ermittelt Diebe und Mörder (Kr. Koldenburg Fr. XVI. 28 — Stutthof Fr. VII. 132 — Guttau Fr. 120 — Kalkub. Volksl. II. 104 — Mannhardt Aberglauben 25 f. — Köppen 58 — Teitan u. Temme 284). Ähnlich wie das auffälligste Merkmal des Heldherm übermerzig wurde und eine Gesamtqualität „rot“ durchsetzte (vgl. S. 14) und bei der Rache das Tausendfachen auf Jauchen und Schreien ausgedehnt wurde (vgl. S. 16), so kann der Schlüssel alles öffnen, und alle Teile des Störches können Würmer vertilgen (f. S. 59 f.).

Die zwei auffallendsten Eigenschaften des Salzes sind sein brennend-scharfer Geschmack und seine fleischkonservierende Wirkung. Man transportiert der West- und Ostpreuße Krebse und Fische in Brennnesseln, damit sie sich frisch halten (Lenke II. 236, Marlenwerder). Sollte am Ende die Nessel wegen ihres Brennens mit dem Salz zusammengedrückt sein und als Salzerfah dienen, an der konservierenden Kraft des Salzes „partizipierend“? Wie nahe solche Gedankengänge dem Unkultivierten liegen, zeigt die Schildbürgergeschäfte, wie die Gnesdamer (Kr. Buhlig) Salz Mea und es gehen Brennnesseln auf. Sie legen an den Pflanzen und heilten fest, sie brennen schon im Munde (Graf IV. 101; Lorenz Slav. 5 ff., Lorenz Pom. 165).

Nicht verschiedene Dinge am Urogenitalapparat wirkt das Solf zusammen, doch wegen des örtlichen Zusammenhanges und verwandter affektiver Betönung (Ekel usw.). Eine Hauptregel der Volksmedizin

läßt sich nämlich ungefähr so formulieren: Gegen alle Art Tod, d. h. Pflanzentwirdung, Erkrankung — beginnender Tod von Mensch und Tier usw. hilft Zeugungsstoff, d. h. männlicher Same, Urin, Samenhaare, Männerhosen und was mit der wichtigsten Stunde im Zeugungsleben, der Trauung, zusammenhängt, wie Brautkranz, Trauring und Trautaille.

Auf der Karlsruher Fehring „heilt man die Rase (Erysipelas), indem man das Sexualorgan des anderen Geschlechts mit der leidenden Stelle in Berührung bringt“ (Regeln 18). Masten vom Brautkranz werden gegen Krämpfe gegeben (Landeshow Fr. 513). Der Epileptiker wird mit Vaters Trautod bebedt (Wajslam-Dgg. Höhe Fr. XVII. 245) oder mit dem Trautleid der Mutter (Töppen 56; Krause, Sitten, Gebräuche und Aberglauben in Westpreußen 25).

Mit dem Brautgürtel wird ein von der Kreuzstier gebissenes Glic abgetrieben (Kosch. Volkst. II. 105). Grauer Sier und Gerstenbrenner werden mit dem Trauring bestrichen (Töppen 54), die Gänge oder Riden werden zum ersten Mal durch ein Männerhosenbein oder einen Trautod ausgetrieben (ganj Wpr.) oder mit Männerurin besprengt (Wajsl Fr. XIII. 2). Gerste und Bohnen werden vor der Aussaat durch eine Männerhose geschüttet (Töppen 48 f., 93). Sojauberten Samstern wird Kopf und Kreuz mit der Hochzeitstaille (Fr. XI. 82) oder mit einer Männerhose (Töppen 99) abgetrieben. Das verführere Pferd wird „besücht“ (Kraustadt Fr. XIII. 18) oder mit einem schnell benditem Männerhosen abgewücht (Schlagenthin-Ko. Fr. XI. 75). Der neugeborene Knabe wird mit seinem Urin besprengt und bekommt davon zu trinken (Senosa in Groy III. 195 f.), dem Säugling wird gegen „Schwämmchen“ der Mund ständig mit Urin gewaschen (Martenwerber, Landeshow Fr. 516, Tempelburg Wem. Fr. XV. 176). Der Kuh oder dem Pferd wird bei „Verfang“ (Trommelsucht) Brot mit Samenhaaren eingegeben (Knoop S.-Pom. 171). Milch, die vorzeitig getrunken ist, wird durch einen Brautkranz oder einen Trauring geücht (Töppen 100).

Gewiß wirkt bei der Verwendung der Trauungsandenken auch der Glaube an die Kraft des höchsten Segens mit, und manch Bauer steht im Urinsprengen mehr einen Weg, den Krankheitsdämon fortzueeln (Töppen 27 f. „Arzela macios zbrzydlic“). Wie weit aber der Urin dem männlichen Samen gleichgesetzt wird, erkennt man an der Behauptung der Dorfburden, sie könnten aus Urin und Sand hyn. Urin und Sägespänen Käuse und Fische erzeugen (Wiesel Fr. X. 115, Gaitan Fr. 84, 68).

Jeder kann sich denken, wie bei solchen Methoden der Begriffsbildung, hauptsächlich bei der Überwertigkeit eines einzigen Merkmals, die vollständigen Gattungs- und Artbegriffe im Pflanzen- und Tierreich aussehen: Gegen allerhand Leiden von Mensch und Vieh benutzt der „Heine Mann“ des Weichsellandes Fialen. Was sind das? Weiden, Leberblümchen und Anemonen; die Weide (*Salix Caprea*) nennt er Blalle-Baum (Treichel, Bot. zool. Ver. 1883 S. 85). An Gekalt sind die alte Pflanzen grundverschieden, nur ihr möglicher Zweck

verbindet sie zu einem Begriff; es sind die ersten Frühlingspflanzen und in ihnen fließt die hellende Kraft des Frühlings, wie im Weisbäuer, der deshalb auch zu Weiblyn verarbeitet wird (Hammerstein S. 605). Die Röhren von *Salix Caprea* heißen im ganzen Weichsellande Palmen. Diesen Namen teilen sie wieder mit zwei artfremden Pflanzen auf Grund äußerer Ähnlichkeit des Blütenstandes, und zwar mit der „grauen Palme“ (*Trifolium arvense*) und „Gelben Palme“ (*Trifolium agrarium*) (Schlipp 126). Palmen heißen außerdem die Stierpflanzen *Dracaena Draco* und *Plantago* hort. variegata Link. die beide im wissenschaftlichen Sinne keine Palmengewächse sind (Demke, Heimatbl. Danzig V. 1 S. 15). „Schlafblume“ heißen *Pulsatilla vernalis* und das Wiesenohrweizenkraut (Pr. Wb. II. 279).

„Butterblumen“ nennt der sächsische Völgler allerhand buttergelbe Blumen, Schwanzahn, Huslathisch und viele *Geranium*-arten. Der Schwanzahn teilt hellenweisse mit *Caltha palustris* den Namen Kaskblume (Pr. Wb. I. 442). „Von der *Caltha* glaubt der gemeine Mann, daß sie der Mutter die gelbe Farbe gibt, sowohl die Röhre die Blume nicht anzuhören.“

Als Kaskblatten werden aber verschiedene Pflanzen bezeichnet: *Lunaria rediviva* (Marienwerber, Krissau-Ka.), *Saponaria officinalis* (Marienwerber u. Danzig), *Orcis Cifolia* (Pr. W. II. 87) und *Platanthera bifolia* (Pr. W. II. 87). Die meisten dieser Blumen duften nachts stark. Die letzte Pflanze heißt anderswo zusammen mit *Anemone nemorosa*, *Ajaga reptans* (Pr. Wb. I. 438, Zemle Heimatbl. Dgg. V. 1, S. 15) und der roten Schwartze (*Petasites*) Kaskblume, wohl weil alle wie der Kaskel den Frühling bringen. Eise heißt die Füllenspappel und die Wistel (Guttan 89), *lylica* ist bei den Kaschaben Selsuß und Bissenkraut (Vogowski, Kaszuby i Koclewie 83, Graf III. 192), *Kobiere* heißen Klette und Huslathisch, wieder wegen ähnlicher Jäuberwirkungen. Nach der magischen Wirkung werden fünf Pflanzen als „Tollkraut“ zusammengefaßt: Scherling, Kaskblatten, *Anchusa officinalis*, Wilsenkraut und Tollweisse (Demke II. 281, Pratz. W. I. 142). *Sempervivum tect.* (Nat. Ges. V. 3, 21 f.) wird ebenso wie die Aloe (Nat. Ges. V. 4, 3) auf Wunden gelegt; darum tragen sie beide dieselben Namen Zimpelst(i) und Heilbaum.

Der Bewohner des Kreises Karthaus verwendet gegen die Samstze Erlenzroschen, selten „Weidenkroschen“ genannt. Er nimmt dazu ohne Unterschied Holz von Erle, Weide, Espe oder Hollunder (mhd. Ellhorn). Wieraba (Weide) bezeichnet im Polnischen an der Kontauer Spitze jeden Laubbaum, und der Kaschabe nennt die große Kiefer, auf der sich die Mutter Gottes auf ihrem Flug von Hela nach Schwarzau ausgeruht haben soll, „Ab“ (Eiche). Das Wort hat dort wohl die Bedeutung „überraagender, harter Baum“ bekommen.

Was der Pflanze überhaupt einen Namen gibt, ist also der Standort („Weide“-Kraut), ein einstrahlvoller, unheimlicher Zug (Tollkraut) oder ein mystischer Zweck (Betrugs-Kraut = Wolfsmilch, weil gegen Betrüben verwendet, — Guttan S. 80 No. 52). Eine Bestimmung nach Blütenbau zwecks wissenschaftlich genauer Benennung und Ein-



reihung liegt dem Volke ganz fern. Fünf Pflanzen mit ein und derselben Wirkung verdienen seiner Meinung nach denselben Namen. Da die Königsferse geruchlos wird, gebührt ihr auch der Name Tabak. (Kralen-Luchel S. VI. 23).

Ebenso steht es im Tierreich. Hier hat die Natur die Bildung von Obergeflügel wie Vogel, Warm erleichtert. Das Volk klassifiziert fast nur nach der Fortbewegungsart und rechnet so die Fledermaus und den Schmetterling zu den Vögeln („Buttervogel“ = *Papilio colias*), ferner den Kal zu den Schlangen und damit zum Gewärm. Ins Gewärm weist das Volk alle Arten Würmer, Raupen, Kautwurfsgrillen, Krebs, Eidechsen, Frösche, Kröten, Blindhische, Schlangen, ja den „Moltwurm“ (*Talpa*) und den Skorpion des Kalenders. „Unter dem Krebs und Skorpion, welche Würmer darstellen, wird nicht gefürcht oder gepflanzt, weil dann die Würmer überhand nehmen würden“ (Töppert 91). Also was an ober in der Erde haust, ist Gewärm.

Nach im Tierreich tragen zwei artfremde Tiere, wenn sie nur ein auffälliges, beengfügendes Merkmal gemein haben, denselben Namen. Dassel ist nach Kronegg. WB. I. 194 der Walfisch. Treichel hörte einen anderen unheimlichen Nachtvogel so benennen, den Ziegenmeller (Preuß. WB. II. 21).

Moltwurm, Schmandher aber kurz Her' heißen östlich der Weichsel der Kohlweißling und die verschiedensten Nachtschmetterlinge, vom Schwammspinner bis zum Ligusterhäwmer (Marlenwerber u. Pr. WB. II. 70). Westlich der Weichsel hört man dafür die Bezeichnung Mattenwäpfer, dem entspricht der Glaube, daß diese großen Matten Wäpfer kleiner Kleidermotten (schlehen, ebenso wie der Madenwäpfer (Madenschleier = Schmeißfliege) Fleischmaden (schlehen).

Der Satz „omne vivum ex ovo“ ist dem Volk unbekannt. Käuse entstehen aus Dred (S. 349 u. 623). Der „Wismurm“ entsteht durch Hitze (Widerau S. 322) und die Krokodile in den unterirdischen Gängen der Kulmerländischen Burgruinen aus Schlamm (Saitan Kr. 154). Diese Parthenogenese ist wieder nur denkbar, wenn die Begriffe „organische“ und „anorganische Natur“ anders sind, als wir sie besitzen. Das Volk kennt nicht die unüberbrückbare Kluft zwischen beiden Naturreichen.

Die Metamorphose der Schmetterlinge ist unvollkommen bekannt und gibt Anlaß zu wunderlichen Meinungen und Beschäftigungen. Von der russischen Richtung berichtet Hegelein S. 16: „Der Koton der Raupen ist schädlich und wird wohnlich nicht in Viehhallen geduldet.“ Als der Verfasser einem Chausseearbeiter bei Ludwigsdorf (Kr. Heiligenbeil) einen Fappelschwärmer zeigte und fragte, was das für ein Schmetterling wäre, meinte er: „Das ist gar kein Schmetterling. So'n dicker Bauch und so'n dicker Kopf (= Thorax)! Das ist 'ne Her. Die hat den ganzen Bauch voll Unwesen. Das legt sie auf den Kohl, und dann fressen Tausende Raupen ihn kaputt. Die Her verwandelt sich nachher in eine „Kupp“ (Kuppe) (S. X. 176). Und ein alter Herr im nahen Brandenburg (Kr. Heiligenbeil) behauptete mich: „Die Her verwandelt sich in einen Maltäfer gar!“ (S. X. 176).

Für die Vögel und Säugetiere kennt der Zoologe keine Metamorphose; hier hängt die Volkszoologie erst richtig an, mit dem Begriff Metamorphose zu verknüpfen. Wird doch das Vögel durch die Bestimmung der Tiere nach einem einzigen äußerlichen Merkmal fast zwangsläufig auf den Gedanken gebracht, eine Tierart verwankele sich in die andere. Am Ruckst fällt in erster Linie der Ruck auf. Er hat dem Vogel seinen Namen eingebracht. Was nun, wenn der Ruckst Johannis aufhört zu schreien? Dann ist er eben zu dem ähnlich aussehenden Sperber geworden (ganz Wpr.- und Opr.). Und die Ruckstgall, ebensovienig sichtbar, nur dem Ohr auffällig, ist zum Sperling geworden, wenn sie Johannis den Gesang ablegt (Landschow Jr. 337).

Der Hausstorch und der wilde Schwarzstorch sind dieselben Wesen. Ein Jahr kehren sie schwarz aus dem Süden heim, dann verfallen sie ein nasses Jahr; ein andermal sind sie weiß, dann gibt es ein trockenes Jahr (Lubichow-Stargard Jr. III. 164, Christfelde-Schlöcher Jr. III. 162, Braukow-Krüd. Jr. III. 164, Kneop S.-Gem. 174). Die Fledermaus kann sich sogar in einen Loerklumpen verwandeln, wenn sie von Frauen in die Haare fliegt (Sulzowski 181).

Ähnliche Verwandlungen nimmt der Bauer bei den Pflanzen an. Die Verfrachtung der Felder in schlechten Jahren erklärt er sich durch folgende Metamorphose: In einem nassen Jahre verwandelt sich die Gerste in Loh, der Roggen in Trespel (Trespel, Altpr. Monatschr. 31, S. 459). Töppen, S. 91, berichtet aus Majuren, daß Weizen samen beim Mundwechsel Senf wird und Kamelkraut zu Weizen, wenn der Säer über einen Jaun steigt (Töppen 82).

Eine besonders gefährliche Verwandlungsgabe besitzt der Mensch. Kann sich doch kein anderes Lebewesen das Fell eines anderen überziehen und die Gestalt einer anderen Gattung vorläuschen. Das verstand schon der Jäger des Palästinchitums, wie die uralten Höhlenmalereien Spaniens beweisen. Sagen von Werwölfen, Werzlegen (Wühlhauz-Di. Jr. V. 28 ff.), Werbern (Grabbed-Schwey Jr. XIII. 244 ff.) und Werhunden (Danzig-Krüd. Jr. XVII. 193, 193) leben noch heute im Weichsellande und werden als Wahrheit hingenommen.

Aber ein Werwolf ist weder Wolf noch Mensch, sondern etwas viel Gewaltigeres als beide einzeln. Kann doch kein gewöhnlicher Wolf und kein gewöhnlicher Mann seine Gestalt wechseln; das bedeutet gefährlichste Zaubererei und Tücke. An Mordthat ist der gewöhnliche Wolf gegen den Werwolf ein Lamm. Zur Bildung dieser Überzeugungen hat u. a. das Benehmen des tollwutkranken Wolfes beigetragen (Töppen 22, vgl. jehod. *lōron* = Tollwut von *lōwo*; Wolf). Tod und Verderben verbreiten solche Wertere um sich, ein schwarzer Werber bei Grabbed (Jr. XIII. 244 ff.) war unermundbar und törete die Jäger mit dem Bild. Es wird von ihm zwar nicht angegeben, daß er ein verwandelter Mensch war; aber das Tier hatte bezeichnenderweise einen Menschenkopf. Durch Fiedel führten Bärenführer vor einigen Jahren einen Bären, der hatte Augen und Füße wie ein Mensch, alles erhaben. Das war wohl ein Teufel mit Ziegenhörnern (Jr. XIII.

416 f.). Der schreckliche Rabe Wolf von Pippin konnte sich in einen Fisch verwandeln (Fr. XIII. 271—273) und der Menschenfresser von Gradad in einen weißen Wolf (Fr. XIII. 248).

Tierisch-menschliche Mißgestalt und Gestaltenwandel herrschen im Dämonenreich wohl schon dank der Eigenart des menschlichen Bildreproduktionsvermögens. Vor einigen Jahren tötete ein Mann eine Kreuzgötter und betrat am folgenden Tage erregt die Stelle, wo das Geschehen war. Da halluzinierte er einen großen Kerl mit dem Kopf einer Schlange (Ostrom-Lewars, Rr. Stuhm Fr. XVII. 59 f.).

Der Gestaltenwandel leugnet eine naturgesetzmäßige Konstanz der Arten. Nicht übel wird bei Dutton-Cavallius, Wärenb och Wirkanne I. 460 als Aufzählung früherer Jahrhunderte formalisiert: „Alles Lebende war früher unsterblich; Verwandlung erklärte die Gestalten.“ Andererseits kennt das Volk ein absolutes Jenseitswerden. Bei Heiligenbelle wurde ein vom Blitz Getroffener „zu nichts“, ein paar Kleiderleihen hingen rings auf den Blämen (Heiligenbelle Fr. XVII. 194). Eine von der Währe auferstehende Leiche vergeht vor dem Kreuz des Geistlichen zu nichts (Fr. III. 169). Für die Unterschicht des Reichthandes gilt wie für die Primitiven des Urwaldes die Auffassung, daß die Dinge keinen konstanten, unveränderlichen Kern haben (Bernier, Entwicklungspsychologie S. 265). Die Attribute spielen im primitiven Denken eine übergroße, die Substanzen eine viel geringere Rolle als bei uns (Grübner, Weltbild des Primitiven S. 132).

Je abstrakter die Begriffe werden, desto stärker trennen sich Volkendenken und wissenschaftliches Denken. Jenseits muß sich der Unfalsifizierbare jedes schnell bewegliche Ding als denkendes Lebewesen vorstellen. Der Blitz ist für ihn ein feuriges Tier, eine Schlange (Piedel Fr. XIII. 436, Knaop II. 3) oder eine Eidechse (Piedel Fr. XIII. 438 f.), ein roter Vogel (Piedel Fr. XVII. 32) oder ein Hund (Fr. IX. 88, Fr. XIII. 275), ein Pferd (Schubbaum-Gr. Berder Fr. XIII. 275, König Fr. III. 113), eine Ziege (Passenheim Fr. XIV. 116) oder eine Ratze (Schiffrau-Fu. Fr. VIII. 124). Haus- und Stubentüren, ebenso die Fenster müssen bei Gewitter geschlossen werden, sonst fliegt der Blitz in die Stube (Gustav Fr. 81, Seehelm Fr. 234, Dt.-Krone Fr. III. 162, Mühlberg Fr. V. 82, Rodenwinkel Fr. V. 82). Schlägt es in unserer Nähe ein, so darf man fünf Minuten kein Wort reden. „Hört der Blitz reden, so kommt er“ (Kunstadt Fr. XVI. 31).

Auch ein unbewegliches, noch so gestaltloses Ding wird personifiziert, wenn man von ihm etwas wünscht; denn nur ein lebendes Ohr und ein fühlendes Herz kann auf Bitten und Drohungen reagieren. So wenden sich alle Besprechungsformeln an die Krankheit, als wäre sie ein Mensch und Christ. Gegen Rheumatismus („Geißhof“) hört folgende Formel (Schaltendorf Fr. II. 77):

Ich ging einmal auf einen Berg,  
Da traf ich das Geißhof.  
Da fragte ich das Geißhof:  
Wo gehst du hin? Da sagte das  
Geißhof:

Ich? Gieber reizen und Knochen  
brechen. —  
Da sagte ich zu dem Geißhof:  
Geh in die Kirche, wo sie beten und  
fragen.  
Im Namen des Vaters ufm.

Etwas so Unpersönliches wie eine Hautflechte wird am Freitag als Mensch angeredet, und der Leidende hält ihr als gutem Christen das Fasten vor (Vossig-Nr. Sr. X. 81); Ptul, ptul (= Haut des Spudens) flechte, schämst Du Dich nicht, am Freitag Fleisch zu essen? Die Obsthäume werden am Ostermorgen 3 Uhr zum Ringgang gerufen (Kollegien-Nr. Sr. I. 52). Und wenn Stab, Schere, Spiegel und Schlüssel einen Dieb ermitteln sollen, werden sie als lebend, hörend, vernunftbegabt und sich selbstbewußt bewegend vorgestellt (Sr. VIII. 139, XII. 298). Die Sterne sind menschliche Wesen oder Teile von menschlichen Wesen. In Pofaren (= Reibbg. Sr. III. 139) ging in der Vollmondzeit einmal ein weißes Wesen um, das trug auf der Stirn einen Stern. Diese Gestalt soll ein vom Himmel gestiegener Stern gewesen sein.

Selbst Menschenweib wie Brücken und Mauern begibt die Sage bisweilen mit menschlichem Willen: Als die Kassen 1814 in Majuren einbrachen, gerissen einige steinerne Brücken bei Gilgenburg von selbst (Braubden-Reibbg. Sr. I. 179), und als man vor einigen Jahren die Burg Alenstein abzubrechen begann, ließen das die Mauern nicht zu. (Sr. VI. 162.) Die sprechenden Tiere und Gegenstände des Märchens lassen sich diesen Beispielen nicht zur Seite stellen; denn das Märchen erhebt keinen Anspruch, glaubhaft Tatsachen zu berichten. Mancher entsinnt sich Geschichten von blutenden Steinen gehört zu haben; andere Steine lehren, wenn sie in eine Mauer eingebaut werden, immer an ihren früheren Platz zurück (Schmelke-Karthaus, Behrend V. 17 f., vgl. Jähr. v. Wpr. Gesch. Ver. XXXII, 3; Sommerau-Rosenberg Sr. II. 22). Diese Steinjagen lassen sich aber nicht mit den obigen zwei Beispielen auf eine Stufe stellen. Denn jene blutenden und wandernden Steine sind festgewordene Menschen. Die meisten Versteinungsjagen erklären auffällige Formung natürlicher Felsen oder knüpfen sich an plastische Kunstwerke, die unser Volk überall als einfüßige Menschen betrachtet. Aber Versteinungsjagen können auch volksmedizinische Begriffe berühren. Der alte Begriff „Versteinern“ deutet sich nämlich mit dem modernen der Lähmung. Hierfür zwei Beispiele:

In Warneinen zeigte eine Frau mit dem Finger nach dem Blitz und rief: Stieh mal! Da wurde sie bis zum Leib Stein. So blieb sie bis zu ihrem Tod auf dem Feld stehen und wurde draußen gefüttert (Osterode Sr. I. 13). Ähnlich zeigte ein Gutsherr in Weisigwalde nach dem Blitz mit dem Finger und wurde versteinert. So blieb er auf dem Felde stehen und mußte gefüttert werden. Sechzehn Pferde spannte man vor den Stein, er war nicht fortzubringen. Aber in der Todesstunde fiel er von selbst um (Sr. I. 13). Den Sagen liegt deutlich eine Lähmung durch Blitzzschlag zugrunde. Gelbstarke behaupten noch heute, ihre empfindungslos gewordenen Glieder seien zu Holz, Stein oder Glas geworden, und die vom Blitz Betroffenen werden auch heute im Weichselland unter freiem Himmel gelassen, meist bis zum Hals eingegraben (Montau-W. Sr. XVII. 99).

## V.

### Die Begriffsbildung II.

Die Volksweltzahn bietet auf Schritt und Tritt Gelegenheit, in die Werkstatt der arztähnlichen Begriffs- und Ideenbildung hineinzugehen. Nehmen wir nur die Grundbegriffe Krankheit und Tod! Der Gebildete weiß, wie der Arzt am Aufhören von Herzschlag und Atmung den Tod feststellt. Er wird nicht erwarten, daß die starre Leiche aufwacht, und wird sie nicht aufzuwecken suchen. Aber so unglaublich eslingen mag, der kleine Eigentümer, der Landarbeiter, Hirt oder Fischer kümmert sich nicht um das Aufhören des Herzschlages und achtet nur auf das eine Merkmal der Bewußtlosigkeit. Ohnmächtige, Kerkentränke, die im Dämmerschlaf daliegen, ferner vom Schlag Gerührte betrachtet er unbedenklich als tot. So muß er natürlich an die Möglichkeit eines Wiederaufwachens und einer Aufweckung der Toten glauben. Angewöhnlich kommt auch der Yogo-Schlaf im Weichselland vor (S. 820, vgl. Biedel Sr. XIII. 414).

In welchen Folgen dieser volkstümliche Begriff „Tod“ führt, mögen folgende Fälle erläutern, in denen Tote wieder auflebten.

1. Es sind ungefähr fünf- oder sechshundert Jahre her, da ging Frau St. aus Pöckel zu einem Verwandten auf Begräbnis. Dem war eine Tochter gestorben, und sie hatten die Leiche aufgehohlet und wachten nachts bei ihr, tranken Kaffee und aßen Kuchen. Damals lag noch manchmal im Winter ein Toter wochenlang über der Erde. Sie wachten gerade die letzte Nacht bei dem Mädchen. Am nächsten Tag sollte der Pater kommen und es beerdigen. Da richtete sich die Tote plötzlich auf, stieg von der Bahre und ging im Zimmer umher. Sie sprach nichts, war aber sonst lebendig wie andere Menschen, aber nur ein Jahr lang. Genau nach zwölf Monaten, in der Stunde, wo das Mädchen von der Totenbahre aufgestanden war, starb es und blieb tot (Biedel Sr. XV. 148 ff.).

2. Als Frau I. in Montan ein kleines Kind war, wurde sie krank und starb. Der Großvater ließ einen Sarg kaufen. Unterdessen sang das tote Kind auf einmal laut an zu weinen; und sie sahen, das Kind hatte etwas Weißes im Munde. Sie richteten es auf, und da erzählte es: Als es tot dalag, war jemand gekommen und hatte ihm eine weiße Flüssigkeit in den Mund gesteckt. Das Kind wurde gesund und hat ein hohes Alter erreicht (Montan Sr. XV. 151).

3. Ein Bauer lebte mit seiner Frau zusammen. Als die Frau starb, legte der Mann die Leiche in einen eisernen Sarg, brachte diesen

in den Garten und machte ein Dach darüber. Eines Tages war das Dienstmädchen allein zu Hause, da hörte es aus dem Sarge Klappen. Das Mädchen hatte Angst und machte den Sarg nicht auf. Bald darauf kam der Herr nach Hause. Als ihm das Mädchen erzählte, daß etwas in dem Sarge geklopft habe, öffnete er ihn, und die Frau kam lebend heraus und lebte noch lange. (Das soll im Werber geschehen sein; nähere Angaben über den Ort konnte der Gewährmann, ein Schüler aus Klein-Montan, nicht machen.) (Hr. XV. 150.)

4. In Beylau (Tzg. Berg.) lebte ein Bauer mit seiner Frau und ein paar Kindern. Als wieder ein Kind gekommen war, starb die Frau und sie wurde in der Kammer aufgebahrt. Das Dienstmädchen war mit den älteren Kindern in der Stube, da ging die Kammertür auf, und die Tote stand in der Thür. Alle sahen ins Freie und sahen durchs Fenster. Die gestorbene Mutter ging zu ihrem kleinsteu Kind und gab ihm zu trinken. Sie blieb in der Stube und lebte noch neun oder zehn Jahre (Hr. XV. 151 f.).

5. Die Großeltern eines Montaner Volkschillers hatten mal im Winter die Schwesterin. Mutter ihre Schwester wollte schnell austreten, und Mutter sagte zu ihr: „Geh auf den Toilettensimer!“ Auf einmal fiel die Schwester um und lag steif da. Sie nahmen die Leiche, und einer sagte, sie sollten sie mit einer Decke reiben. Sie taten das, und da wachte die Tote auf und erzählte, sie hatte sich den großen Zeh an der Nähmaschine geklemmt (Montan Hr. XV. 152).

6. In Beylau starb eine Frau und sollte begraben werden. Sie biß sich aber immer in die Finger, dabei war sie kalt wie eine richtige Leiche. Da gab einer den Rat: „Ihr müßt ihr die Hand reiben.“ Die Verwandten taten das, da fing die tote Frau laut an zu weinen und wurde ganz lebendig. Sie erzählte, was sie für entsetzliche Angst ausgestanden habe. Sie hatte kein Wort reden können. (Montan Hr. XV. 153).

7. In Dameran (nordöstlich Pichau-Bl.) lebte ein Mann mit einer Frau zusammen, und die Frau starb. Der Mann ließ sie auf den Boden des Hauses bringen. Es war Winter, und die Tote froh steif. Der Mann gränzte sich sehr und sah an der Leiche und meinte. Auf einmal stand die Frau auf und war lebendig. Sie erzählte, daß sie alles gehört und gesehen hatte und sich furchtbar ängstigte. Aber sie konnte sich nicht melden, daß sie lebte. Als der Mann zum Schluß so meinte, wurde ihr entsetzlich angst, und diesmal konnte sie doch aufstehen (Hr. XV. 153).

8. In Pylufen (Hr. Neudenburg) starb ein junger Mann, namens Gottfried M., und sollte begraben werden. Auf einmal rührte er sich, richtete sich auf, sah sich wild um und rief zu dem Trugetpösel: „Was wollt ihr hier?“ Er sprang auf und stürzte sich auf die Umstehenden, um sie todzuschlagen. Einigen harten Männern gelang es, ihm die Hände festzuhalten. Da fiel der Tobende wieder um und lag wie tot da. Der Arzt (?) wurde geholt und untersuchte den M. „Er ist nicht tot“, sagte der Arzt, „das ist nur ein Scheintoter“. Und er verordnete, daß man den Scheintoten wie eine Leiche in die Kaula legte, aber mit

Sägespänen überschüttete und auf die Späne kalt Wasser goss. Die Grube durfte nur leicht mit Brettern überdeckt werden. Es dauerte nicht lange, da hatte sich W. abgetödtet, wachte auf und froh ohne Hilfe aus der Kante. Er lebt noch heute, ist gesund und arbeitet in Westfalen (Fr. XIII. 302 f.).

9. In Al-Montau schlug der Blitz ein, und ein Dienstmädchen blieb wie tot liegen. Die Leute haben es dann bis zum Kopf in der Erde begraben, und da lebte es wieder auf (Al-Montau Fr. XVII. 69).

10. Dem Schüler Schlichting in Pödel hat seine Mutter erzählt: Vierzehn Tage vor Weihnachten starb wer, und die Leiche wurde ange stellt. Jeden Morgen war ihr eine Hand heruntergesunken. Da beschloß man, diesen Toten nicht zu beerdigen, und er stand vierzehn Tage über der Erde. Weihnachten trat er lebend ins Zimmer und lebte noch mehrere Jahre (Pödel Fr. XIII. 418).

11. In Jungfer starb ein Postbote. Drei Tage lag die Leiche über der Erde und rührte sich nicht. Als sie beim Begräbnis den Sarg beschütteten, hörte es. Man öffnete den Sarg und fand den Postboten lebend vor. Er lebte aber nur zwei Tage, dann starb er und blieb tot (Pödel Fr. XIII. 418 f.).

12. In der evangelischen Kirche in Pödel lag eine Frau aufgehoben. Der Mann konnte sich vor Schmerz nicht fassen, er ging zum Pfarrer und jammerte. Da gab ihm der Geistliche den Rat, er sollte um Mitternacht in die Kirche gehen und dreimal unter Gebet um die Bahre wandeln. Der Mann befolgte den Rat, da wachte die Frau auf und sie ging lebendig mit ihrem Mann nach Hause (Pödel Fr. XV. 141 f.).

13. In Strepsh, Kr. Neustadt, war jemand gestorben. Ein Verwandter, der zur Beerdigung kam, stieß den Sarg mit dem Rücken geschütt um. Durch den Lärm wachte der Tote auf und lebte noch genau drei Jahre (Strepsh Fr. XI. 183).

14. In Zenssh (Kr. Neustadt) starb eine Frau an einem Halsleiden und kam alle Nacht ihr Kind nähren. Auf Rat eines Bekannten postete der Mann eines Nachts die Tote beim Rücken. Die bat: „Laß mich los! Das Sterben war so furchtbar, mir war, als wenn eine Arme durch den Hals marschirt.“ Aber der Mann hielt sie mitleidlos fest. Hätte er einen Arm freigelassen, so hätte die tote Frau ihn erschlagen. Als es Tag wurde, war die Tote wieder lebendig und lebte noch zwanzig Jahre, ging aber nie zum Tanz (Zenssh Fr. XV. 73).

15. In Warsh, Kr. Dg. Höhe, erbat sich eine Frau ihren verstorbenen Mann von Gott zurück. Gott erfüllte den Wunsch, und der Mann wurde wieder lebendig. Aber er sprach nicht, und seine Hände blieben kalt. Den Geist und die Seele hatte Gott behalten. So war die Frau froh, als er wieder starb (Fr. XI. 5).

16. In Bahnan lag ein Mann schon zwei Nächte tot. In der dritten zog man ihm das Totenhemd an. Dabei wachte er auf und blieb leben (Heiligenbeil Fr. XVII. 187).

17. In Pöllenzla starb ein Mann von ungefähr zwanzig Jahren. Als er schon auf der Bahre lag, wachte er wieder auf und lebte noch siebenzig Jahre. Wie alle solche Totgewesenen spielte und tanzte er zeitweilens nicht mehr (Pöllenzla-Berent Nr. VIII. 102).

18. Die Sigliner Heze Jinka belegte einem Besäher seine Tochter. Der Bauer schlug der Heze mit der Axt den Kopf ab. Aber er vergrub den Kopf nicht und legte auch nicht einen Stein rüber. Am nächsten Morgen kam ihm die Jinka gesund und munter entgegen; denn nun war ihr der Kopf wieder angewachsen (Siglin-Nst. Nr. XIII. 55).

Und zum Schluß ein Geistespiel:

19. Frau W. in Kl. Montau hatte eine Henne, die krächzte eines Tages. Frau W. holte schnell ein Messer und schlug ihr den Kopf ab. Da krächzte noch der abgeschlagene Kopf. Frau W. bekam große Angst und drehte sich um. Da stand die Henne mit Kopf hinter ihr und lief mit dem Kopf weg. Frau W. nahm ein Stück Holz und schlug dem Tier immer auf den Kopf. Jetzt endlich fiel es tot um (Kl. Montau Nr. XV. 154 f.). Es sind hauptsächlich solche Beispiele gewählt, in denen ein erst Toter zu jahrelangem Leben aufersteht. Es ließe sich noch ein Duzend Geschichten anreihen, die von vornherein von Schwindel sprechen. Diese zeigen aber gerade, wie sich das Volk langsam zur Auffassung des echten Todes als etwas Endgültigen durchringt.

Zu jener primitiven Auffassung eines vorübergehenden und gradwels gesteigerten Todes (Nr. 15; Schlaganfall) gehört nur folgerichtig die Anwendung von Heilmitteln gegen den Tod, als da ist das Abkühlen (Nr. 8 u. Pödel Nr. XIII. 413 f.) und das bestechte „Aufwachen“ durch markerschütterndes Schreien (Agsbg., Dgg., Neustadt; Kärntische Mehrung, Regalein 20). Dessen Erfolg ist zwar von kurzer Dauer; man weiß, daß ein im Todeskampf Aufgehobener unfehlbar nach neun Tagen stirbt (Lettau u. Temme 282). Aber der vorübergehende Sieg über den Tod ist auch wertvoll. Der Tod wird folgerichtig als tiefer Schlaf behandelt. Auch der Schlafwandler oder der vom Albdruß Geplagte hat keine Seele. Er handelt und leidet nur kraft seines Blutes (Krißau Nr. XI. 149 u. Nr. XVII. 336 f.). Ebenso betäubt sich auch der wiederauflebende Tote ohne Seele und Geist (Nr. 15) kraft seines Blutes; deshalb sind eine schwellende Stirnwade (Schönwade-Nr. Nr. XV. 42) und Blutflößen auf Gesicht und Fingernägeln (Gulgowski 192) Kennzeichen des Wempirs. Und entspricht man diesem durch Köpfen das Blut, so findet er die erste Grabesruhe.

Der Wampir, diese für unser Reichthum so bedeuthame Totenart, weist ebensowol Symptome des Todes wie des Lebens auf. Der Wierach (Wannhardt, Aberglauben 12), Krawtör (Kraup, S. Pom. 84), wianowzy, haplor, kopl oder wie ihn das Volk sonst noch nennt, behält rote Gesichtsfarbe (Lettau u. Temme 275 — Krause 37 —), hat ein Auge offen (Lettau u. Temme 275), zeigt keine Zeichenfarbe (Zorenk, Pom. III. 647), scheidet Urin ab (Zahn Nr. 514), legt sich auf der Bahre selbst um (Wudrowo Nr. XIII. 158) und läßt die Arme herabhinden (Wronisch 82).



Im Grabe trägt er seine Kleidung auf (Lugowski 66) oder nagt das Fleisch von den Armen (Bojan-Nö. Nr. XII. 205, Semmerlamb-Dg. Höhe Nr. XIII. 116 — Kojsh. Volkst. VI. 10). Hat er dort alles Erreichbare verzehret, so holt er die Verwandten und Bekannte ins Grab nach. So erklärt man sich das Umsichgreifen einer Seuche: die Angehörigen sterben nicht an der übertragenen Krankheit, sondern der zuerst Verstorbene saugt ihnen die Lebenskraft aus. Der Glaube veranlaßt fortwährend Zeichen-Erfindungen, bis zur Grippeepidemie von 1918. Denn das Heilmittel besteht darin, das Grab des Vampirs aufzugraben und ihm den Kopf abzuschlagen, so sehr er auch brummt und sich wehrt (Lugowski 61; Lorenz, Pom. 180 f., Nr. XIII. 158). Am die Jahrhundertwende wurde noch das ausströmende Blut der Leiche getrunken (Namuli 285, Stronisch 67 f., Lorenz Pom. 203, Lugowski 61 u. 67, Mannhardt Überglauben 13), sogar von ihrem Fleisch gegessen (Mannhardt 18).

Wir sind nach diesen Angaben versucht, die Vampire als Scheintote zu betrachten. Das ist ein ganz verfehlter Einfall in den Augen des Volkes. Denn nie kehrt ein Vampir in das Leben zurück. Er gehört nur zu den „anruhigen Toten“, für den Seeligen eine *condictio in adiecto*. Für das Volk ist dieser Begriff aber das Natürlichste auf der Welt.

Wer wie das niedere Volk nicht den Begriff der Sinnestäuschung kennt, trifft auf Schritt und Tritt die umgehenden Toten in Halluzinationen und Angstträumen. Jeder, der gewaltsam umgekommen, unzufrieden gestorben oder schlecht begraben ist, „wankt“, „pudt“, „spockelt“, „schtrasselt“. Dergleichen Spuk entspringt teilweise der Gemütsregung über tragliche Todesfälle; die religiöse Begründung z. B. mit unbeherrigtem Tod ist sekundäre Umdeutung. Allerdings unethische Gebrechen werden auf die Toten zurückgeführt: wenn nachts Gliedmaßen absterben und sich kalt anfühlen, hat sich ein Toter darauf gelegt (Kr. Pr.-Stargard Nr. XVII. 314 f.; Ohre-Dg. Nr. III. 156). Der Fuchtrampf entsteht dadurch, daß ein Toter den Schlafenden am großen Zeh weht (Kralen-Tuchel Nr. V. 54 f.). Wo der Tote die Haut berührt, gibt es Blase oder rote Totenflecke (Schönwärling-Dg. S. Kr. Pr.-Stargard Nr. XVII. 314 f.). Diese sind auch nur dadurch zu heilen, daß man sie mit der Hand eines Toten bestreicht.

Und wenn schon ein Toter im Grabe bleibt, kann er dort niesen und schnarchen. Das ist für ihn eine Qual und hört seinen Grabes-schlaf. Der Beherzte, der ihn davon erlöst, erweist dem Toten einen großen Dienst (Kallischen-Nö. Nr. III. 3).

Daß die Leiche auf der Bahre zum Kirchhof den Gang öffnet und sich ins Gang aufrecht hinsetzt (Liegenhagen-W. Nr. VII. 22) oder auf die Pferde Klettert (Passenheim Nr. XIII. 377 f.), gilt nicht als etwas sehr Bemerkenswertes aber gar Unethisches. Schlimm ist es nur, daß bei solchen Unarten der Tod leicht auf die Zuschauer übergreift, z. B. wenn der Gestorbene sich bei der Totenwache von der Bahre aufrichtet (Vippert Nr. XIII. 123, Reustadt Nr. IX. 170, Pusitz Nr. IX. 173). In Czaplowitz (Kr. Konig) richtete sich einmal ein Toter auf und sah in

den Spiegel; alle Lebenden an der Bahre starben an Herzschlag bis auf einen (Stuß Jr. XI. 159). Dies Unglück saß der Gebildete leicht als bloße Schreckwirkung auf; treffender drückte man es für das Volkscmpfinden folgendermaßen aus: der Tod steht an.

Dieser Begriff eines magischen Übertragung des Todes ist dem Kulturmenschen fremd, aber dem niederen Volk noch heute geläufig. Das läßt sich mit zahlreichen Beispielen belegen: Wenn eine Leiche im Dorf ist, muß das neugeborene Kind schnell durch Hebamme oder Lehrer Kottaxe erhalten, sonst folgt es dem Toten ins Grab (Peterswalde, Kr. Schleslau, Krause 13). Vor den Leichenwagen dürfen nie Stuten gespannt werden. Beim Höhlen gehen sie über das Füllen zu Grunde (Frischbier in Mittr. No. 2, S. 265). Der Wankiger See bei Jöhenslein Opr. 18 saß tödlich; das kommt daher, weil man einmal in einem Winter eine Kindesleiche übers Eis trag, um den Weg zum Kirchhof abzukürzen (Sr. IV. 153). Einem Besitzer in Kastenitz (Kr. Eldau) starb ein Pferd nach dem andern weg; da beehrte ihn eine Aigeuerin, daß eine Leiche auf dem Gehöft verjährt liege (Sr. VIII. 176). Wenn ein Bauer Leichenwasser vor die Tür des andern gießt, krepirt dessen Vieh (Hopfengarten-Bromberg Sr. XIII. 208 und Frischbier S. u. 3. 6).

Am häufigsten geschieht die Todesübertragung durch eine Ohrleige, die der Tote gibt. Er teilt diese aus für verächtliche Behandlung seines Schicksals (Pistel Sr. XIII. 408, 454) oder für schmerzhaftes Herabreichen seiner Kopfbedeckung (ganz Wpr.). Solche Ohrleige bedeutet den sicheren Tod in höchstens drei Tagen. Schnell schwillt die Wunde auf unter großen Schmerzen, oder der Gehirnlagen kann (wie ein Toter!) kein Bedürfnis mehr verrichten (Sr. XIII. 454, Sr. XIII. 408 f.). Durch solche Todesübertragung erklärt sich das Volk die tödlichen Infektionen an Oberlippe und Nase, Kieferverwüsterungen usw.

Kann das Volk nicht bei seiner Unkenntnis mikroskopischer Krankheitserreger und fester Krankheitsstufen zu solchen Erklärungen kommen? Vielleicht war es weniger verzweifelnd, wenn vor 20 Jahren die kleinstädtischen Sabalternen- und Kaufmannsfrauen aus andre Extrem verfielen und oft erhoben äuperten: „Sie glauben noch an Anberdung?“ „Sie glauben an Bererdung?“ Für diese engen Hirne wieder erklärten unreines Blut, krafftloses Essen, Schwächlichkeit und unarbtiger Lebenswandel alles (Wurd).

Und so weit der Begriff einer Krankheits- (nicht Todes-) Übertragung schon bestand, war er oft recht unklar und phantastisch gefaßt: Der Schnupfen wird schon dadurch übertragen, daß jemand uns das Weiden magt. Daher gibt der Oberländer besorgt zurück: „Klag's dem Stein!“ (Vente II. 278). Man darf einen Schieler nicht fragen, woher er sein Gebrechen hat, sonst bekommt man selbst „Schielungen“ (Zippel Sr. VIII. 150). Wer über einen Kranken lacht, holt sich dessen Leiden, z. B. Fieber (Kogelein 17). Eine gesunde Haarnadel darf man dann von der Erde nicht aufheben, wenn sie mit den Spizen auf den Finger zeigt, das gibt Krätze (Pistel Sr. X. 116). Sapphills giebt man sich schon dadurch zu, wenn man auf einem Stuhl Platz nimmt, der noch warm ist, weil ein Sapphilliter eben darauf saß (Kogatiniederung Sr.

321). So galten auch manche Krankheiten zu Untochts als übertragbar, z. B. Gelbfucht (durch den Spiegel) und Warzen (Danzig Sr. I. 123), die Warzen übertragen sich hauptsächlich dadurch, daß man sie bei einem andern zählt (Danzig, Okerode Sr. I. 121, Gemlich-Dgg. Abg. Sr. II. 90, Pösten Sr. X. 116).

Bei der Sonnenfinsternis und beim Sonneneigen „fällt vom Himmel ein Gift, welches die Leute in Rußland zaraza, d. h. Anfechtung nennen.“ Die Frauen werden verstimmt; bewegen best man sie schnell zu, und Erbsüße fallen auf das Gemüthe (Hefl. Bl. III. 113, 121).

Das letzte Beispiel zeigt am Klarsten, wie einst im Grunde alles Krankwerden aufgefaßt wurde, nämlich als Schädigung durch eine Zauberkraft oder einen Zauberstoff, der sich oft selbst als Dreck und Ungenießbar verhielt. Im Kranken steht Zerstörung, die er auf alles, auch auf Dinge überträgt; manchmal wird er das Unglück dadurch für immer los. Eine kranke Frau darf nicht baden und nicht Handarbeiten machen, alles verdirbt ihr (Odra-Dgg. Sr. III. 84). Ein kranker Mann darf nicht spinnen, die Arbeit mißlingt (Odra Sr. III. 84). In solchen Anschauungen führte unter andern die lähmende Gefühlswirkung, die ein Kranklicher, z. B. eine Hege, der Umgebung mittheilt.

Will man also die Krankheitsursachen der Volksheilkunde kennen lernen, so muß man im weitesten Umfange untersuchen, was alles für das Volksempfinden gefährlichen Zauber enthält. Alle diese Dinge und Beweisen müssen auch eine große Rolle in Volksereligion, Sage und Märchen spielen. Und jene geheime Kraft ist nichts anderes als der in der Religionspsychologie berührt gewordene Begriff Mana.

Die Wächnerin darf sechs Wochen nicht arbeiten; was sie ansieht, würde sie behegen (Schlipp 91). Jede Frau wird also als Wächnerin zeitweilig eine Hege. Ebenso wie die Wächnerin können die weißen Hegen nach westpreussischem Volksempfinden nichts für ihre Zauberwirkung. Ein Possesitzer mit bösem Blick thut sein eigenes Weh (Dorow Slon. 79 f.). Ob die Hege will oder nicht, sie muß jedes Jahr jemand töden (Diebschau-Di. Sr. XIII. 224 f.). Wie die Elektrizität in der Leidener Flasche nimmt ihre Zauberkraft etwas immer höhere Spannung an. Verstirbt sie diese vernichtende Kraft nicht gegen einen Feind, so tödtet sie ihre eigenen, oft innig geliebten Angehörigen (Diebschau Sr. XIII. 224, ähnlich Sr. XVII. 310 ff.) oder sich selbst (Knoop S.-Pom. 81). „Wenn eine Hege einen andern behegen will und bringt es nicht zustande, so muß sie es sich selbst antun“ (Töppen 39).

Diese kranklichen, hilflosen Frauen erleben oft erschütternde Tragödien. Die 1832 in Seynoma auf Hela geschwennte Hege war eine gern gesehene ärztliche Ratgeberin ihres Dorfes, bis der Quacksalber Kaminski die Leute gegen sie aufbrachte (Graf II. 202, Sr. XII. 353). Eine Zauberin in Pöplitz, Kr. Schweig, half den Eigentümern gern Kühe und Schweine heilen und rettete mehrere auf dem Eise ertrunkene Kinder, nur nicht ihre drei eigenen, göttlich geliebten. Dieser Altruismus glog natürlich nicht mit rechten Dingen zu! Daß

solche Mutter eine Hege war, bestätigte auch ihr Ende. Sie starb keines natürlichen Todes (Fr. IX. 118). Die Baldriandropfen oder das Nagnessiapulver, das diese Kranken gegen ihre eigenen Beschwerden nehmen, werden als aggressive Zauberweisen gebraucht. Als Crota in B. einmal bei einer Reihe sein Pulver versagte, quälte ihn zugleich der Witz, wohl die Überläufe im Magen; er lehnte um und holte das Pulver (Kr. Karthaus Fr. XIII. 149). Gutmütig ließ die Finka in Wiglin einem erkrankten Besitzer ihre Tropfen. Der dachte: „So, jetzt habe ich das verdamnte Hegezeng, das uns krank gemacht hat,“ und gab das Flüsschen nicht wieder heraus. Die Arme mußte die Tropfen für ein Goldstück zurückkaufen (Wiglin Fr. XIII. 55).

Die Volkslegit findet noch andere Erklärungen für die plötzlichen Verdrüppelungen und merkwürdigen Todesfälle in der Hegezamalie. Ein Opfer der Hege kann zauberkräftig sein aber hat einen stärkeren Zauberer in Dienst genommen, und der sendet den Zauber zurück (Schönbr.-Dgg. S. Fr. XVII. 231 ff.). Andere meinen, die Hege darf ihr Opfer nur frisch machen; törete sie es, so läme sie gleichfalls um. Deshalb muß sie den Zauber zum Schluß auf die eigenen Angehörigen übertragen (Rakowicz-Brud. Fr. VII. 48).

Stellenweise mit der Hege zusammengelassen ist ein anderer Krankheitsverursacher und Kranker zugleich, die Wahn, der Altdämon. Ursprünglich — und diese Entwicklungsstufe herrscht noch in Westpreußen vor — kann auch die Wahn für ihr Leiden nichts und weiß von ihm nichts. Immer mager und blaß, fühlt sie sich morgens wie zer schlagen; denn sie hat melkenweite Gänge und Gehirnen hinter sich auf einem Karrenrad oder selbst in Gestalt eines Karrenrades. Sie muß Menschen, Pferde, Bäume, Wege oder Wasser brücken, von dem gebrieten Wasser trinkt sie noch beim Erwachen (kalter Schweiß!).

Viele Menschen sind durch ihren Beruf dämonisch, wie schon bei der Würdigung der Affekte erwähnt wurde, da waren der schwarze Schmied, der weiße Müller und der Lehrer mit seinem quillenden Blut. In der Krankheitsätiologie spielen diese zauberischen Berufsclassen eine bescheidene Rolle.

Der kleine Eigentümer, der Hirt oder Fischer hat ein feines Gefühl für intellektuelle Unterschiede und künstlerische Begabung, solange sie sich in seinem Bildungskreise auswirkt. In den Gedankenkreis des Pfarrers, des Kunstmalers oder des Großindustriellen verstreut er sich aber nicht hineinzusetzen. Er führt die Fremdartigkeit und Überlegenheit gefühllosmäßig auf einen Bund jener Andersartigen mit einer fremden Dämonenwelt zurück. Jeder unverständliche Zug in der Lebensführung des reichen Guts- und Brennereibesizers wird auf solch Teufelsbündnis bezogen: Sein Kunstbänger ist „Himmelsdred“ (Kasth. Volkst. II. 40 ff.). Wenn der große Herr die Pferdeshabader nicht auf den Komposthaufen wirft, heißt es gleich, er nähme als alter Heide keine vier Pferde und seine Hunde mit in sein Grab (Schönbr.-Dgg. S. Fr. XIII. 317 f.). Spricht er auf seinem Spaziergang zu sich, so unterhält er sich mit dem Teufel (Kr. Wilton Knosp 61). Lehnt sich der herzkrante alte Herr stöhnend an einem Baum, so betet er zu

seinem Teufel im Saum (Baldkau-Dgg. S. Nr. XVII. 207, Bausch-Schweg Sr. XIII. 290 f.). Bekommt er einen Schlaganfall mit einseitiger Lähmung der Gesicht- und Halsmuskulatur, so hat ihn „der Teufel das Gesicht umgedreht, daß das Gesicht hinten ist“ (Kr. Brauberg Sr. XIII. 80). Und ein eventueller Selbstmord oder Herzschlag bietet Stoff zu tausend neuen Fabeln.

Die hinreichende Wirkung der Maske wird damit erklärt, daß der Künstler vom Teufel einen Auftrag (= Talisman) bekommen hat (Szulczewski 2—11). Wenn „a plecta Bartok“ (Barthelchen aus der Hölle) spielte, „mußte man tanzen“; er spielte zu gleicher Zeit auf verschiedenen Tanzbühnen (Szulczewski 2). Ein westpreussischer Arbeiter wurde Hofmaler nicht durch Begabung, sondern dadurch, daß er dem Teufel seine Seele verschrieb (Brustau-Pa. Sr. XII. 234).

Der Feldherr ersieht nicht durch geniale Strategie und durch Tat Siege, sondern durch Zauber. Der alte Pessauer konnte sich in einen Strauß verwandeln (Wente III. 130), und aus Häffel Soldaten schaffen (Wente III. 130). Keine Kugel verwundete ihn und er fuhr im Sommer lechspännig übers Hoff (Lettau und Lemme 135). Auch der Alte Fritz konnte aus Häffel Soldaten machen (Rheben, Kr. Grudy, Sr. IV. 8) und besaß eine glückbringende Schlangenkrone; ein Dragoner hatte sie ihm durch Küssen eines Schlangenkönigs verschafft (Kreusch, Sagen des preuß. Samlandes 42 f.).

Im katholischen Pörrer sieht die unterste Schicht mehr einen Zauberer als einen Seelenhirten. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts traten Katholiken und Evangelische an ihn heran mit dem Ersuchen, Schadenfeuer (Wente II. 24) oder Heuschreden (Lettau u. Lemme 268; Mannhardt, Aberglauben 38) zu bannen und Däbe zu ermitteln (ebd.). Er allein kann gefährliche Geister bezwingen, nicht nur mit Gebet, Kreuz und Weihwasser, er tanzt sich mit den brüllenden Geistern wie ein Schamane, daß er von Schweiß trieft und abschabt wird (Gawwidina-Pa. Sr. XIII. 168, Braunsberg Sr. XIII. 338 ff., Borntitz-Braunsberg Sr. XVII. 169 ff.). Wehe, wenn sein Lebensmandel nicht heilendes und seine Seele nicht gläubig ist, dann töten ihn die Dämonen (Prauß Sr. II. 71, Kr. Karthaus Sr. II. 71, Sr. VII. 14, Silberding in Kasch. Volkst. II. 6). Nur zu viel Pörrer sind nach des Volkes Ansicht Freigeister, d. h. glauben nicht an Spuk (Kamult 285, Mannhardt Aberglauben 38, Pushtrows Sr. XIII. 148).

Wie andere Inhaber von übernatürlicher Zauberkraft, wie Kammerjendernähe und Künstler, spukt der Geistliche nach dem Tode. Seine Wunderkraft, sein Mana, stirbt nicht in einer Todesstunde.

Oft wird das Hinsehen des Toten als Strafe für eine winzige Verfehlung gedeutet (Kamult 286, Puzig Sr. XV. 96, Pippint Sr. XI. 153, Mühlban Sr. III. 170), oft auch ohne Erklärung hingeworfen (Rölln-Stf. Sr. XV. 111, Mühlban Sr. I. 60 ff., Gr. Zün-der Sr. XVII. 377 u. Sr. XVII. 378, Georgensdorf-Stuhm Sr. XIV. 95, Grucyno-Schweg in Gruf VI. 184).

Auf Alltagsarbeit wirkt die Zauberkraft des Pfarrers verderblich. Seine bloße Erwähnung verbietet den Fischzug (Samland, Fischdier

S. u. J. 158, vgl. Kolberg Lud III. 90 vom Jäger). Vom Geistlichen träumen, weißsagt Unglück (Kaußadt Sr. XVI. 8, Kr. Weidenburg Sr. XVI. 5, Marienwerber).

Sein überirdisches Können hält der Geistliche hauptsächlich aus heiligen Büchern. Der protestantische Bauer führt jeden großen Gedanken in der Predigt auf „die Bücher vom Herrn Pfarrer“ zurück. Das theologische Studium besteht darin, daß er diese schwer leserlichen Bücher entziffern und verstehen lernt. Rühme man ihm diese Bücher fort, er büchse und rebete wie ein Bauer.

Ein zauberkräftiges Buch braucht nur in die Hände des Fährers zu geraten, und er macht fortan Riesenlänge. So ergab es einem Fährer in Jungfer (Dug.-Krieg.) mit einem 10-Pf.-Büchlein (Pödel Sr. XIII. 472 ff.). Er mußte vor dem Fährzug immer drei Seiten mechanisch vor- und rückwärts lesen (vgl. Kilsballei Sr. XI. 228). Ebenso wird die Wirkung des bekanntesten Zauberbuches, des sechsten Buches Moses vorgezeigt: ein Besäher in Gutsch liest wenige Zeilen rückwärts; schon kann er zaubern (Pödel Sr. XVII. 457). Andere wissen aber auch, daß im sechsten Buch Moses ausführliche Anweisungen zum Zaubern stehen (Pruß Sr. VI. 103, Katsowik-W. Sr. VII. 48; Guttan-It.).

Wenn wir solche Bücher als zauberkräftige „Dinge“ bezeichnen, müssen wir nur immer bedenken, daß unsere Tiefenlehre eine derartige Scheidung von Ding und Lebendigen, von lebend und tot gar nicht kennt. Hätte unser heutiger Zistmann noch eine besondere Destination für belebte und unbelebte Wesen, so würde er das Buch unter die belebten zählen. Darum lehren diese Zauberbücher auch, wenn sie verloren oder fortgeworfen werden, selbsttätig zu ihrem Eigentümer zurück.

Auch die Uhr erscheint im Volksglauben wie ein lebendes Wesen. Im Schloß Weiskhof (Kr. Marienwerber Sr. III. 26) gibt es eine Uhr, die ist zwar kaputt (= außer Gang), dennoch beginnt sie nachts um zwölf zu singen. Reist will eine Uhr, wenn sie unangezogen singt, den Tod eines Verwandten ankünden (Fugig Sr. XV. 38). Nicht nur das Mädchen kennt Uhren, die reden und „wissen, was kommt“, (Pas-dromo Sr. XIII. 133), sondern im realen Leben hält der Dieb an Taforte die Uhr an, um sich vor Entdeckung zu sichern (Tetian u. Temme 266). Er muß also fürchten, daß die Uhr sieht und spricht. Diese Anthropomorphisierung vollzieht der Dieb unbewußt in der Beugung durch die Uhrgeklänge.

Wie die Zauberbücher ändert die Uhr willkürlich ihren Platz: Sie läßt sich hinabfallen, um den Tod eines nahestehenden Menschen anzukünden (Pippin Sr. VIII. 157). Das Stehenbleiben der Uhr bei Todesfall kann aber eher als Beispiel für anstehenden Tod gelten (ganz Wpr.). Gleich welche Erklärung wir nehmen, alle sehen eine geringe Scheidung toter und lebender Wesen voraus.

Dank seiner Fernwirkung auf Eisen wird dem Magnet „Kraft und Bestand“ zugeschrieben (Pruß Sr. III. 77).

Auch ein anderes Wunderding, der Besen, hat nach jüdischem Glauben eine Seele wie ein Mensch (Sylzgenoss 15 f.). In der Raschabel wird in den Strauchbesen und ebenso in das Knäuel ein Stück Holz bzw. Papier knäuelgesteckt, damit beide eine Seele haben und nicht Unfug anrichten können (Zensur Hr. XII. 283, Lorenz Vom. 330 f., Schrend V. 22 f.). In jener Handlung wird folgender Zauberpruch gesprochen:

ptul, ptul, miodla, ta tu som  
wymintej kuchnia, jizba, dom!  
ptul, ptul (Zaub des Spelens) Besen Du da allein  
Bege Küche, Hür und haus (Zensur Hr. XII. 283).

Besen und Knäuel werden in diesem Brauch vom Menschen mit Leben begabt. Auf westpreussischem Boden lebt also uralter Zettischismus. Solch Zettisch ist auch der Besen in jener Geschichte Luthans (überl. Besuche 289 f.), der Goethe den Stoff zum Zauberlehrling entnommen hat. Zettische werden auch für das Samland des 16. Jahrhunderts erwähnt, künstlich hergestellte Heklenbermmännlein, die das Getreide bewachen und wehren (Wannhardt WZ 9. I. 63).

Ähnliche Zettische sind wohl auch die Besen, die noch heute in der Raschabel aus der Sewiltermulle gelogen kommen, Menschen ähnen und Gehefte einähsern. Bei Borisch (Ar. Rathhaus Hr. XV. 157) kam einmal bei Gemitter ein feuerroter Besen angefliegen, nur vier Meter hoch, er schlug seitwärts gegen einen Panzriedel und ähnete einen Jungen. Ähnlich flog in Doesen (Ar. Rathhaus Hr. XV. 158) ein zwei Meter langer, glühend roter Besen „verlangt dem Walde“ heran und sprallte gegen die Scheune; sie brannte ab. „Das war aber kein Mäh.“ Wir werden darin doch eine uralte Bildausmalung sehen und sie mit der Rolle des Besens im Windhauber zusammenstellen. Der Müller jaubert Wind, indem er alte Strauchbesen verbrennt (Guitas Hr. 83, 89), ähnlich die Wachsrau (AL-Zünder Hr. V. 77) und der Schiffer (Tollmit, Ar. Eiding, Ellze, Monatschr. XXXII. 284). Wir sind gewohnt, den Besen in der Hand der Hexe als ihr Reitpferd zu sehen. Aber der Besen dient allen Zaubern und macht auch die Zaubere unerschicklich. Wir können die Vielseitigkeit seiner Funktionen nur begreifen, wenn wir die Ambivalenz aller Zaubermittel bedenken. Der Besen macht Hexen und Jäger auch machtlos, sie können nicht einmal über ihn steigen (Zensur I. 110, Philipp 149, Prauß Hr. II. 69; Liegenhagen Hr. VII. 154).

Infolge von Infektionen durch den bazillenreichen Müll hat sich die Meinung gebildet, wer mit dem Besen geschlagen wird, sterbe (Kraien-Zuchel Hr. III. 90) oder verrotzene, d. h. bekommt Schwindsucht (Stutthof Hr. V. 99, Salkschon-Heidobg Hr. III. 160).

Zaubergabe besitzen ferner zahlreiche Tiere und Pflanzen und können Krankheit, ja Tod verursachen. Nicht alle Landleute sehen in der Pilzergiftung die Wirkung eines chemischen Giftes, sondern die Bosheit einer Hexe schafft den Giftstall gegen die Menschen (Pronble a. d. Nege Hr. IX. 80). Von der „Schlafblume“, *Palustris vernalis*, geht böser Zauber aus; sie darf nicht ins Haus gebracht werden, sonst

erfiden die Gänseembryonen im Ei (Wahlendorf-Kr. Sr. 286. II. 279). Gefäßliche Kräfte enthält die Mummel (*Nymphis alba*). Sie heißt im Norden des Gebietes Totenblume, bei Thorn Krögenblume. Während sie in Guttan-Th. nur als Verursacher der Krätze gilt (Sr. 15), bringt an der Montauer Spitze (Sr. XV. 156) und am Trausenjee (Sr. XV. 131) eine Berührung mit ihr Tod, wohl ein Fehlschuß aus den Bootsunfällen beim Kummelpflücken. Nach einer Wolliner Sage sind die Mummeln Fischseeelen (Barnow Sr. XV. 131 i.).

Unter den Tieren zaubern besonders die jauchenden und schübigen die Gesundheit der Menschen. Es herrscht die feste Überzeugung, daß ein vom einem Wiesel oder einer Kröte „angeblasener“ oder „angespudter“ Mensch sehr auschwitzt (vom Wiesel: Stutthof Sr. VII. 168, Guttan Sr. 82, Hammerstein Sr. 619; von der Kröte: Kraken Sr. IV. 115, Neustadt IV. 116). Er kann sogar stinken und sterben (Kr. Seifen Sr. 233, Wändel-Köfenberg Sr. I. 105). Von einer Schwangeren heißt es scherzhaft: „Die ist vom Wiesel angepudelt“ (Stutthof Sr. VII. 168). Manche wollen gesehen haben, wie das Hermelin dem Menschen eine rote Flamme entgegenbläht (Wändel Sr. I. 103). Von der Rastpösch (Kröte) genügt der bläse Bild, um den Menschen schwer krank zu machen, ja zu töden (Kraken Sr. IV. 115). Etwas von ihrem Urin ins Auge, führt Erblindung herbei (Guttan-Th. Sr. 57, Neustadt Sr. IV. 116). Auf die Haut geträufelt, verursacht Krötenurin Flechten und Warzen (Neustadt Sr. IV. 116).

Die Angst vor der Kröte ist allzu bekannt. Sie kann Wibrand verursachen (Schoten Sr. XVII. 259, Hanswalde-Hb. Sr. XIII. 123, Kratz Sr. III. 114 i., Kraken Sr. V. 168, Franz Sr. II. 98 i., Kraken Sr. IV. 113, Marientalbe, Kr. Schlochau Sr. XVII. 156 ff.). Das Verschlingen eines Krakenhaares gibt Schwindjucht (Mastenwerder) und Auszehrung, d. i. englische Krankheit (Sehenstein, Töppen 52). Meist vermutet man hinter der Kröte Geister, besonders Degen, die sich gern in dieser Tiergestalt verbergen.

Einmal kraft seiner tierischen Natur, ohne daß ein Geisteswesen dahinter hockt, wirkt der mächtigste Zauberer unter den Tieren, die Schwalbe. Dem Jägermann und dem Schäfer erscheint dies Tierchen ebenso wie den alten Griechen und Römern als unheimlich. Kein Raubvogel und kein Schuß erreicht den blitzschnellen Vogel. Schlaflos zwitschert er fast die ganze Nacht.

Im Winter soll er, zu Klumpen zusammengeballt, auf dem Grunde der Flüsse und Seen schlafen (Mittl. Monatsk. XXII. 288 i., Sellnow-Laubg. Sr. X. 64 i., Wertheim-Kr. Sr. X. 63, Tiepenhagen-W. Sr. VII. 170, Sandeshow Sr. 338, Zemke I. 98). Liegt die Schwalbe sehr nahe an einer Kuh vorbei (Wempe II. 291) oder sogar unter dem Bauch der Kuh hindurch (Töppen 100, Kratz, Volkst. I. 221, II. 163, Brüd.-En. Sr. X. 17, Lubianen-St. Sr. X. 15), so wird die Milch blutig. Andere sagen, wenn jemand den Vogel tötet, bekommt der Brannen blutiges Wasser und die Kuh blutige Milch (Guttan-Th. Sr. 78 u. 198). Oder das getödete Tier hegt das Getreide heiß, daß die Scheune abbrennt (Rühlsang-Di. Sr. IV. 112). Schon wenn jemand das Nest zerstört,



wünscht die Schwalbe Feuer auf das Gehört herab (Kühnband Sr. I. 106). Dagegen vermag sie, freundlichlich behandelt, das Haus vor Feuer zu schützen (Kühnband Sr. IV. 112). Ein so zauberkräftiges Tier dient als Arznei: Im Sr. Reichen (Sr. 196) legt man Schwalbennester gegen Halsentzündung auf (schon bei Plin. XXX. 34 als Mittel „ad anginam“ erwähnt). Der oberländische Lustmann heft seiner franken Kuh ein lebendes „Schwalbennest“ in den Schlund (Zemke II. 284).

Die Verwendung der Schwalbe als Heilmittel ist typisch für die Gedankengänge, die zur Auswahl der Volksheilmittel führen. Nicht auf Grund einer konstanten chemischen Zusammensetzung wirkt ein Mittel, sondern durch eine ambivalente Zauberkraft. Diese kann schädliche Begehung schaffen, sie kann aber auch heilen. Das hängt hauptsächlich von dem Wunsch und von Ausdriffen des Heilkünstlers ab; er gibt dem Zaubermittel eine Formel mit, die ihm wechselliebt, was es zu tun hat. Auch kann die gewünschte Richtung durch die kirchliche Weihe erzwungen werden: „Vor der kirchlichen Weihe hab sie (die Zauberpflanzen) noch vom Teufel befallen“, nachher müssen sie Gutes tun (Phillipp 125).

Diese Anjahnung von der Ambivalenz der Arznei erscheint uns auf den ersten Blick phantastisch und unberechtigt. Aber man bedenke, daß die akademische Medizin tödliche Gifte wie Digitalis und Mutterkorn verwendet! Erst seit man genaue Kenntnisse und Übung in der Dosisierung hat, kann man über den Begriff des ambivalenten Zaubermittels lächeln.

Die hellengewordene Kräuterjammlerin heilt bestimmte erkrankte Organe benutzt, nach erfahrungsmäßigen Grundstücken; die Klasse des Landvolks kennt heute eigentlich nur *divorcio*, Schred- und Zaubermittel, weiße und schwarze Magie und verwendet dasselbe Mittel bald vorbeugend, bald heilend, zugleich gegen bösen Blick, Husten, geschwollene Kniee, Niduse und Nidididag. (Salgawski 176). Gewöhnlich werden gleich neun Kräuter zusammen eingegeben, dieselben können ebenfalls getrunken wie als Amulett getragen werden. Oder die Pflanze wird gar nur um Hilfe gebeten: die Königslerche wird gesucht und dabei erjucht, die verlorene Gesundheit wieder zu vertiefen (Lettau u. Temme 283).

Der Begriff Volksheilmittel mag drastisch beleuchtet werden durch eine knappe und bunte Übersicht der um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts gebrauchten Mittel. Bei manchem Mittel lassen sich zugleich die psychologischen Gründe (schwarze und rote Schredfarbe usw.) erraten, die zur ersten Anwendung führten. Bei andern schreiben uns die Angaben die wechselseitige Geschichte eines magischen Brauches. Alle diese Mittel haben natürlich eine suggestive Zellwirkung aus, einige bringen reale Linderung. Damit ist aber nicht bewiesen, daß diese Mittel aus vernünftiger Erfahrung erwachsen sind. Vielleicht werden sie ihre erste Anwendung meist ebenso magischen Erwägungen verdanken und nur Zufallstreffer sein und als solche die Riten der Quacksalberei überflüssig haben.

Zunächst die ambivalenten Mittel, wobei Besen und Zechenteile nicht noch einmal erwähnt werden sollen.

1. Salz. Mit Brot, Salz und Schmalz werden Herz und Zunge des Diebes verhezt (Knoop S.-Pom. 169). Salz wird zur Behebung dem Brautpaar nachgeworfen (Vente I. 112 f.). Verhezte sind gleich am heiligen Schmalz des Styrschwefels zu erkennen (Vente I. 112, Reglein 15). Mit Salz werden andererseits kranke Schweine geheilt (Kr. Briefen Sr. 231). In der Johannisnacht, wo die Hezen umgehen, bekommen die Schafe und die Ziegen Salz zu lecken (Parlojshin Sr. X. 56). Dampf von kräftigen Salzwasser wird gegen Schnupfen eingeatmet (Rühlradt, Tuschler Helbe VII./VIII. 163). Gegen Husten wird ein Fußbad in Salzwasser genommen (Rahlsbude Sr. I. 115). Salz und Brot schützen die Wiederthürer vor Schlangenbiss (Geaf III. 194) und das Neugeborene vor Behebung (Brückhler S. u. 3. 10, Reglein 8). Salz wird in schmerzende hohle Zähne gesteckt (Hammerstein Sr. 613, Dgg. Sr. X. 71).

2. Brot. Das Brot vermittelt leicht Zauberel (Kostan-Dgg. S. Sr. II. 79, Erzblatton-Bülow Knoop 29, Vente I. 99, Treichel Zeitfhr. Volkst. II. 65). Milbe (Wideran-E. Sr. 307) und Zwerg (Kajawien, Zeitfhr. Volkst. XV. 102) nehmen Brotpgestalt an. Sein Senag gibt Wärmer (Zehwabno Sr. VIII. 162) und Strefel (Karienswerder). Tanchen die gegenteilige Behauptung, daß es nicht verrufen werden kann (Vente I. 109, Rinf 49). So wird es gegen Hautleiden gegessen (Kr. Reibenberg Sr. X. 85), und man nimmt Getreidekörner gegen Fieber (Vente I. 77, Zehwabno Sr. II. 85), Husten (Hammerstein Sr. 607, Rahlsbude-Dgg. S. Sr. I. 115) und gegen Augenleiden (Vente I. 46, vgl. Philipp 125).

3. Urin. Durch Urinlassen in einem fremden Stall kann man diesen herartig verhezen, daß er zum Abbruch reißt (Schönbeck-Dgg. S. Sr. XVII. 284 f.). Wer ein Kreuz „schiffst“ (ursiniert), tötet einen Juden (Dittanen Sr. 803). Andererseits wird den Sünglingen der Mund bei Schwämmchen mit Urin gereinigt (Vandeshow Sr. 516 u. Marienwerder). Schwangene Hände und Füße werden mit Urin gewaschen (Kr. Briefen Sr. 215, Hammerstein Sr. 616, Dittanen Sr. 733). Die Dorflieder „schiffen“ sich gegenseitig die Füße gegen ranke Haut (Kr. Briefen Sr. 215). Vor hundert Jahren wurde Urin getrunken gegen Fangerentzündung, die durch kalte Getränke verursacht war (Sr. VIII. 33).

4. Teer und Pech. Mit einem Feuer aus Knochen und Teer raßt der Freimaurer den Teufel (Mewe Sr. XVII. 465). Teer vom Johannisfeuer beseitigt Wargen (Kajsh. Volkst. II. 105). Durch Bierenteer verschafft die Heze am Johannisabend den eigenen Kühen Milch zum Schaben der andern (Kirchhof-Ka., Treichel Kajsh. Gef. VI. 1, 6). Andererseits wird die behetzte Kuh durch eine Heze entzaubert, die in Holzteer getaucht ist (Zegowski 134). Holzteer wird den Kühen gegen Ronge eingegeben (Knoop, S.-Pom. 172). Das Vieh bekommt bei Hitze, wenn die Milch leicht köd wird, ein rohes Ei mit Teer und einem Dering zu fressen (Vente II. 284). Schafherpech hilft

gegen Rheuma (Widerau Jr. 130), ebenso Wagenkühnere gegen Tronnelchicht (Strollin-Bu., Rafsch. Volksk. II. 108).

3. Leuzfeldkraut (*Asa foetida*) verschafft den eigenen Pferden Rüdste auf Kosten der andern (Treichel Natf. Ges. VI. 1. 6, vgl. Vegomski 134 ff.), schlägt andererseits die Kühe (Regelein 15 u. Ransop S.-Som. 172), Gänse (Vegomski 133.) und Täuflinge (Brückhies Jr. u. J. 10) vor Hezerei.

6. Klette. Mit Klettenstamen erzeugt die Hege Weichschleyei (Töppen 58). Kletten gegen Hezerei: Buschku Jr. XVII. 2054., Vegomski 137, Philipp 125: „damit die Milch nicht in die Hörner fließt“. Klettenwurzelabkochung gegen Rheuma (Statthof Jr. VII. 140).

7. Felswurzel (*Tussilago petasites*), „Brand-Lattich“. Mit der Wurzel wird gehezt. Das Blatt wird auf Geschwulst, Wunden (Zemle I. 75 f.) und Gesichtsröze gelegt (Karthaus Jr. VIII. 183, X. 92).

8. Wärlapp, moörzeboh, tötet die Gänseembryonen im Ei (Foff. Bl. f. Volksk. III. 124) und wird gegen Besauberung eingenommen (Vegomski 142).

9. Wacholder. Von ihm kommt das Blutzchen der Kühe (Brandenburg Opt. Jr. X. 109), er jendet die Holzböde aus (Pr.-Stargard). Andererseits werden Wacholderblüten gegen Schwindjucht eingenommen (Guttan-Th. Jr. 79, 25). Wacholder ist ein Abführmittel bei Mensch und Pferd (Statthof Jr. II. 85), vertreibt Ränje (Hammerstein Jr. 595), überhaupt alles Böse; aus seinem Holz ist der Peitschenstiel und Butterstab gefertigt, er wird gegen Macien (Töppen 28) und Fiesbekropf geräuchert, sein Samenstaub den Kindern auf Wunden gestreut (Treichel, Natf. Ges. V. 3 S. 9). Beim Begräbnis ist der Weg vom Trauerhaus zum Kirchhof mit Wacholder gestreut (Marienwerder).

10. Hollunder, Eig der krosniqta (Zwerge). Wer unter ihm „müngit, pomphigo vel prurigine tentatur“ (Cepurwa Gesf III. 190). Haschülfe aus der Wurzel lindet Tod (Treichel, Altp. Monatschr. XXXII. 298). Andererseits werden Hollunderblätter zu Wundsalben verarbeitet (Gumbinnen Jr. II. 88) und die Blätter werden „auf Feuer“ (glühendes Geficht) gelegt (Odra Jr. II. 91), die Rinde auf Geschwülste (Zemle II. 283), und die Zweige steckt man in der Johannisnacht gegen Hezerei in Dächer und Felder (Hospengarien-Bremberg Jr. XIII. 210).

11. Linde. Mit dem Lindenblüßlich zaubern die Hexen den Kühen die Milch weg (Jr. Volksk. XXII. 95). Beim Gewitter tangt auf einem Lindenholzstück der Donnerkeil (Hohenstein, Töppen 48). Lindenbast, zu zähem Fasel geflecht, heilt Wunden und Geschwüre (Stilian-Wrad. Jr. X. 111). Lindenblütenbrü gegen Erkältung (gan; Wpr.).

12. rote Gegenstände — darunter Blut. Mit einem roten Tuch hegt die Zauberin andern die Fütter weg (Rossi-Ka. Lorenz Pom. 315 f.). Ein rotes Tuch wird um das linke Horn des Kindes gebunden

(Melno, Kr. Graubenz; Sr. III. 123). Rote Bänder werden gegen Berlegen allenthalben in Westpreußen den Kindern, Pferden, Küthern, jungen Schafen und Ziegen umgebunden, selbst kleine Säuglinge werden so gegen Verrennen geschützt (Odra Sr. II. 72). Dasselbe leistet Besprengen mit Blut (Weslitz-Nr. Sr. XII. 240). Wer von Ausschlag beimgelacht wird, bedeckt sich im Schlaf mit einem roten Tuch (Jedwabna Sr. VIII. 57), die Wägherin trägt gegen das „Füer“ (Kindbettfieber) einen roten Rock (Weslitz-Nr. XVII. 246).

Nur als positiv förderlich werden folgende Mittel angesehen:

13. Eier. Gegen Bandwurm (Ostroda Sr. I. 121), Rage (Kusop S.-Vom. 172), Madenwürmer (Langfuhs-Dig. Sr. II. 64) und Silberdurchfall (Widerau-E. Sr. 349). Beim ersten Austrieb dem Vieh mit Teer eingegeben (Vemse III. 54).

14. Schwefel. Im Stall mit Wasser aufgestellt, hält er vom Vieh Krankheit fern (Guttan-Id. Sr. 79, 48). Gegen Schnupfen den Rindern ins Fressen und auch Ohr gestreut (Kielan-573. Sr. II. 88). Früher gegen Pferderäude und -tropf (Sr. VIII. 39 u. 48 in Stuttboh-Dig. Nrdg.) vermandt.

15. Eisenstücke schützen vor Hexerei (Töppen 80 u. 43, Vemse I. 110, Guttan Sr. 80, 51) und vor Gewitter (Krisjan-Ra. Sr. V. 77, Stuttboh Sr. IV. 101).

Besonders Velle: über ein Weil schreibt die Wägherin auf ihrem ersten Ausgange (Vemse I. 42), ferner neugekauftes (Lagomski 132) oder schon behextes Vieh (Kollektan-Nr. Sr. I. 31).

Und Inseifen: Als Apotropäa auf die Schwelle genagelt in ganz Westpreußen. Der Dampf von einem mit Milch befeuchteten, glühenden Eisen heilt Geschwülste (Schönwalde-Nr. Sr. X. 76) und Kopfschmerzen (Pugig Sr. X. 77), trankte Augen und Ausschlag (Kaschub. Volksl. I. 221).

16. Silber und Gold können Jauber beim Buttern (Töppen 109) und bei Gebarten (Vemse I. 41). Schlimmes am Auge, z. B. Gerstenkörner lassen sich durch Bestreichen mit einem goldenen Ring heilen (Neustadt X. 90). Silber und Gold schützen das Neugeborene (Töppen 80). Silberne Öhringe helfen gegen Ohrreihen (Vemse II. 278).

17. Kamm. Gegen schädliche Jauberei beim Buttern (Töppen 100, Jochenfelde-Platon), bei Geburt (Guttan Sr. 80, 51 — Groß III. 133) und Bräutlingskennung (Stuttboh Sr. VII. 129). Ein Kamm, auf die Brust gelegt, vertreibt die Mahrung (Neustadt Sr. XV. 179) und wird überhaupt auf Geschwülsten aller Art getragen (Vemse I. 49).

18. Ruß und Kohle. Die Wägherin macht ihren ersten Ausgange über glühende Kohle (Vemse I. 42); brennende Kohle wird gegen „Füer“ (Kostlauf) den Schweinen ins Fressen geworfen (Kiel E. 41). Kohle wird der Ruß gegen Durchfall eingegeben (Schönbed Sr. XVII. 242). Ruß schützt die Obstbäume gegen Ingeziefer (Hammerstein Sr. 536).

19. Schießpulver heilt das Schießgeschwür, d. i. kalten Brand (Lagomski 204 u. Kasch. Volksl. I. 74) und wird auf Wunden angewendet (Cepnema Kr. Pugig Sr. VIII. 66). Mit Schießpulver wird

junges Geflügel geräuchert, damit es die Ästern nicht fortzschleppen (Guttan Sr. 142).

20. Knoblauch hält Fezen fern (Luppen 43). Ist einer Kuh die Milch genommen, so werden die Hörner mit Knoblauch eingerieben (Zemke I. 83).

21. Pfeffer schützt beim ersten Austrieb die Säuge vor Zaubern (Gulgowest 18).

22. Kampfer wird den Säugen beim ersten Austrieb gegeben (Gulgowest 18).

23. Strohpfahl, Kreuzkammeln schützt das Vieh vor Fezerei (Nagelslein 15, Knoop S.-Pom. 172, Wittenberg-Laubg. Sr. XIII. 287). Er wird gegen alle eidenklichen Krankheiten (Gros III. 192) eingegeben und gegen Zahnschmerz geräuchert (Gros III. 193), eine primitive Arznei.

24. Frisches Grün. Das Schmalodorn schützt vor Krankheit und Ungezieser. Mit grünen Zweigen im Dach werden Johannes die Fezen abgewehrt (Gulgowest 35). Erlenzweige werden Johannes gegen den Maulwurf in den Aker gesteckt (Ar. Wirsh, Knoop II. 333). Die einzig grünen Mistelzweige werden nach Selkern abgeschossen (Kasch. Volkst. II. 104). Mistelwurzeln sind ein Mittel gegen Mäusern (Guttan Sr. 28 Nr. 80).

25. Thoren. Dem Rindvieh gegen Krone eingegeben (Treichel Altp. Rom. XXXI. 245). Die Blätter (Wujshen Sr. XVII. 205 f., Neustadt Sr. VI. 123) und Früchte (Kasch. Volkst. II. 102) halten Fezen fern. Thorenblätter heilen Wunden (Zemke I. 70, Landeshow Sr. 44).

26. Weißdorn. Dornzweige schützen das Haus vor Fezen (Sr. 46, 579) und Witz (Hess. Bl. III. 124 f., Knoop II. 327, Gulgowest 177, Kriffan Sr. X. 59).

27. Flachs. Frisches Flachsgerate hilft gegen Betrasen (Knoop S.-Pom. 173, Sr. XIII. 77), Flachsplitter gegen Widbrud (Gulgowest 180 f., Eggewest 115).

28. Armetill und Sidermetill (siderae) berühmtestes Heilmittel (Zemke II. 24 f., Kollektau-Nr. Sr. I. 118 f.; Paffenheim Sr. XIII. 372 f.), werden aber auch als Fiebertee getrunken und in Mundsalben genommen (Zemke I. 70).

29. Thymianthol. „Es verarsucht heftige Herdentze, die sich in tonvulsivischen Bewegungen äußern. Gerade diese Anfälle sollen aber die Heilkräftigkeit des genommenen Giftes beweisen. Man heilt mit diesem Antieralmittel alles: Rheumatismus, Fieber, Wasserhust, Kreuzschmerzen usw.“ (Nagelslein 15).

Diese Arguente zeigt, daß die älteste Pharmazentik von dem Begriff des Zauberkraftigen, Unheillichen beherrscht wird, nicht von nüchternem Erkenntnis einer Heilwirkung. Nachdem nunmehr die vollständigen Begriffe Sterben, Auferstehung und Zauberkraft in weitesten Umfange gefaßt sind, wird der Begriff „Krankheit“ kaum noch Unentwärtetes bringen. Es wurde schon angedeutet, daß die Ethnologen von den verschiedensten Enden der Welt berichten: Der Primitive führt alle plötzlichen Erkrankungen und Todesfälle auf böshafte Zaubern

jurid. Diese Haltung lebt noch heute verstielt in breiten Schichten des Reichthellandes, besonders gegenüber Viehseuchen (Töppen 98, Oberode Fr. I. 42, Braust Fr. II. 72, Grodenhorf/Wa. Fr. XII. 346) und verrothen Anfällen (Vogamst 53 und 181, Biedel Fr. XIII. 430 f.).

Die Wirkungen in einem behetzten Lebewesen werden sehr verschieden gedacht: Manchmal als ein Entziehen von Kraft, daher auch das Gegenmittel dem schwindigen Kopf „hürten“ (Statthof Fr. VIII. 36); als Raub eines Organs, besonders des Herzens (Mittelstein-Stuhm Fr. XIV. 24); ferner als ein Hineinziehen von Dornen und Würmern. Hierbei werden innere Leiden also nach dem Vorbild einer äußeren, madenverfäulten Verwundung ausgemalt. Ebenso angemessen dem Horizont eines Urmenfchen ist der dabei immer wiederkehrende Zug, daß hinter einer Verwundung, also hinter der durch Dornen, ebenso wie der durch Insekten und Raubtiere, der Wille eines Zaubers steht. Noch nach Jahresfrist zieht die Hgennerin aus dem kranken Kuh die hineingelegten Ditteln (Vente I. 111). In diesem arzeitlichen Ubergangskomplex sind Würmer kändige Bundesgenossen der Ditteln: hat das Vieh madenverfäulte Wunden, so werden vier zusammenstehende Ditteln nach der Mitte zu geknickt und ein Sees darübergelegt (Töppen 99).

Einer Hege wollte man in Zaishütte (Kr. Berent) nicht glauben, daß im behetzten Vieh Würmer lägen. Da ließ sie sich drei Zundersäben mit viel Knoten geben und verwandelte diese in lauter Fleckwürmer. Jetzt glaubten es die Leute schon, daß man Würmer ins Vieh hineinzaubern könne (Fr. XVII. 206 f.). Stübel der Geschädigte solche hineingelegten Würmer, so stopft er sie in eine Blakke und wäscht sie der Hege in ihren Garten; dann gesundet das Vieh wieder (Kr. Stolz Fr. XIII. 283).

Bei Fr. Steingard verheute eine Hege verheutes Essen, Obst, Stränge usw. Eines Tages erhielt von ihr ein Kind einen Zwerg (= Querkäse) und brach ihn durch; da kroch ein langer Wurm heraus. Die Mutter warf den Zwerg in den Ofen, da knallte er wie ein Schuß (Fr. XVII. 310 ff.). Wenn solch schwarzer, angehefter Wurm am Herzen krüht, windet sich der Kranke in Krämpfen. Selbt der Wurm eine Ober durch, so tritt der Tod ein (Töppen 60 f.).

Nach viele Leiden, hinter denen das Volk seine Zauberei sucht, führt es nals auf Würmer und Läuse jurid. Geschwüre, besonders auf dem Kopf, enthalten Würmer (Kendorf-Grauberg, Frischbier S. u. 3. 61) und Läuse (Biedel Fr. X. 115 f.). Die „Witesser“ (omodonos), d. h. erkrankte Haarwülge, heißen „Biswurm“ (= Viehdremsel) und werden als vom „Biswurm“ verursacht gedacht (Statthof Fr. IV. 2). Das Fingergeschwür (paronychia) enthält einen Wurm, ebenso der schmerzende Zahn, eine Anschauung, zu der das Aussehen der zusammengesetzten Pulpa eines ausgezogenen Zahns beigetragen hat.

Ein Spruch gegen Sicht, früher „Haarwurm“ genannt, bittet den Neumond: Nimm alle meine Würmlein

Aus meinem Haupt, aus meinem Seis (Schaltenborf Fr. II. 78). Viehsucht wird nach majurischem Glauben durch unzählige, kleine,

weiße Würmer verursacht; daher heißt die Krankheit „Weiße Lentz“ (Töppen 23). Bei Dreyß glaubt man, daß boshafte Menschen sich in solche Würmer verwandeln und in die Mitmenschen eingehen (Töppen 23), also immer wieder die Sucht, hinter jedem Schädling einen menschlichen Feind zu suchen, mit dem unbegrenzten Glauben an Verwandlungen.

Krasnostubli, rote Lentz (nicht „fette Lentz“, wie Töppen überseht) sind mikroskopisch kleine bis fingerlange rote Würmer und Wanzen (Töppen 23), die den Menschen von innen „verzehren, so daß er zuletzt ganz trocken wird.“ Der Kranke klagt über Jucken auf der Brust, Appetitlosigkeit, Kopfschmerz, Nasen- und Ohrenbluten (Töppen 22 ff.). Die weißen dieser Anzeichen deuten wohl auf Lungentuberkulose, einige gehören zu anderen Krankheitsbildern.

Die Krankheiten der Volksmedizin können sich gar nicht mit denen der akademischen Medizin decken. Denn mit der Bestimmung der Krankheiten steht es wie mit jener der Tier- und Pflanzenarten. Ein einziges Merkmal wird überbetont, eine Differentialdiagnose gar nicht versucht; bei dem jämmerlichen anatomischen und physiologischen Kenntnissen wäre diese auch unübersichtbar. Und die Therapie sucht nur jenes eine Hauptmerkmal zu bekämpfen; damit glaubt sie die Krankheit beseitigt zu haben. So ist ein Krankheitsphänomen wie das Fieber beim Wolf die Krankheit selbst. Die Verfüllung des Haares, also eine Folge von Vernachlässigung des Haares während der Stillruhe, der sogenannte Weißschloß, Weißschloß (Marionwerder Fr. I. 112) aber Koltung, peln. koltua, begegnet uns als eine weitere formenreiche innere Krankheit. Natürlich muß das Anfangsstadium dieses Koltuas regelloseste Unruhe zeigen; denn die Haare können jedem verfallen, der lange bettlägerig ist, gleich an welcher Krankheit: Augenentzündung, „dicker Kopf“ (Lentz I. 50 f.), Nasenbluten (Schellenberg Fr. II. 81), nervöse Anfälle und Rheumatismus (Töppen 56, Zschhütte Fr. XVII. 335 ff.), alles das kann den Koltua einleiten. Einige gehen soweit, zu behaupten, alle Krankheiten laufen in den Koltua aus (Windel u. Marionwerder Fr. I. 114). Da ist es nicht weit bis zu dem Schlag. In jedem Menschen steckt der Koltua, er erbt ihn schon (Krisnan Fr. III. 150).

Da die Verfüllung sich immer erst nach längerem Krankenlager bildet und meist der Genesung kurz vorausgeht, zieht das Volk folgende Schlüsse: Der Weißschloß ist ein Zeichen der Genesung, der Krankheitsstoff geht in den Klumpen hinein; man muß darauf hinwirken, daß der Weißschloß sich früh entwickelt und der Krankheit ein Ende macht (Lentz I. 50 f., Töppen 56, Treichel in Geßl. Ver. Wschpr. XXXII. 33, Wolgast 202, Tuden-Blütow Fr. VIII. 164). So werden durch bewußte Erzeugung einer „Klatte“ geheilt Jersina (Bastoldin-Bt. Fr. VIII. 170), ferner Rheumatismus und Augenkrankheiten (Töppen 56, Lentz I. 52). Es wird zunächst probeweise Kopfhaar (Töppen 56, Kr. Staugard Fr. XVII. 322 f.) oder eine „Lage“ Schaumolle (Zschhütte-Bt. Fr. XVII. 335 ff.) auf die Herzgrube oder in die Nasenhöhle gebunden. „Verklattern“ diese in 24 Stunden, so ist der Mensch geheilt.

und nun wird das Kopshaar nicht mehr gelüftet, und es werden Spinnweben, Kagen- (Hopfengarten Fr. XIII. 210) und Hundehaare (Wiglin-Mit. Fr. X. 77) zwischengeschleibt. Wenn ein Jahr (Mannhardt Uberglauben 39, Prauß Fr. V. 94, Stutthof Fr. V. 100, Wiglin Fr. X. 77), ein halbjahr (Wewe Fr. XVII. 408 f.), oder zwei Jahre (Zuchen-Blitzw Fr. VIII. 164) lang der entstehende Klumpen auf dem Kopf bleiben. Man darf ihn nicht mit einer Schere abschneiden, das bringt Tod (Kraien-Tuchel Fr. II. 67, Heißernest-Pu. Fr. X. 17) oder Verblüdung (Stutthof Fr. V. 100). Vor jener Zeit ist also augenscheinlich noch nicht aller Zunderstoff in das Haar übergeleitet.

Steingewöllich sind die Vorschriften für die Abnahme des Klumpens: eine Beze muß den Weichselkopf mit einem scharfen Stein abklopfen (Kreisel, Zt. Hdt. Wrmö. XXXV. 96, Töppen 57) oder mit glühender Nadel abbrennen (Gulgwowski 203). Bei Wewe wird er mit dem Beil abgehakt (Fr. XVII. 408 f.). In Werber und im Kreise Stuhm erwähnt man ihn in der Regel (Fr. X. 114, Fr. XIII. 428 f.), ein lebensgefährliches Wagnis, weil dabei aus dem Wasser ein Teufel aufsteigen und dem Menschen das Gesicht umbrechen kann; aber man scheut trotzdem nicht tagelange Wanderungen zu diesem Strom. In der Kaspabel und im Hinterpommerschen Grenzgebiet wird die „Klatte“ verbrannt (Gulgwowski 203, Knosp H.-Pom. 167, Pu.-Heißernest Fr. X. 17). In Hinterpommern muß der Gefandels die Tische verzehren. In das Feuer muß der Heißernest rückwärts heranschleichen. Auf der Dantsiger Höhe wird die Verzierung in Milch gekocht und sorgfältig aufbewahrt (Prauß Fr. V. 94), früher versüßte man sie auch in eine Melde (Martenssee, Mannhardt Uberglauben 39). Wenn man im Oberland die „Koltung“ kunstgerecht abnimmt, kommen drei Bröckle aus dem Kranken (Wemle I. 51).

Diese letzte Angabe ist aus einem andern wichtigen Krankheits- top herübergeschleppt, der Kollit, Kattchig, Slav. macloa. Das Charakteristikum dieses Leidens ist ein Herumwandern von Bröckeln im Kranken, die durch ihre Zappeln schwere Schmerzen und Störungen hervorrufen. Um diese Anzeichen gruppieren sich selbstverständlich wieder die verschiedensten Krankheiten: Magenkrampf, Gallenstau, Bluthusten (Montau u. Pleffel Fr. X. 113), Kach, Fehlgeburten und die im Gefolge all dieser Leiden auftretenden Kopfschmerzen, aber auch die echte Migräne (Töppen 27—30).

Ein ähnlicher Sammelbegriff ist für den Viehhalter an der pommerschen Grenze die „Kage“. Sie umfaßt die Trammellucht der Kühe, deren Stainegen (Kr. Neustadt, Altp. Monatschr. XXXI. 442) und die Überfüllung der Gänse (Fr. 533 Landeshow). Als Veranlasser der Kage gilt ein hineingegaubertes Froch oder Bandwurm.

Wenn das Volk schon gar genaue Lokalisierung und Abgrenzung eines Leidens feststellt, so werden etwa alle Halskrankheiten als etwas nur gradweils Verschiedenes aufgefaßt; Diphtherie und Scharlach werden als verschlimmerte Mandelentzündung behandelt, und es wird gegen alle dasselbe Mittel genommen (Wäckeran-G. Fr. 323).



Alle die erwähnten Krankheiten, Kalle Leute, Krasnolusti, Weichselkopf und Rage sind wie gesagt menschliche Degeret; hinter ihnen steht der Wille eines Zaubersers. Aber die Wütezett des Zauber- glaubens war erst das 16. und 17. Jahrhundert in Mitteleuropa. Wir können in eine noch primitivere Glaubensschicht hinabsteigen, dort werden Leiden durch den Einfluß eines der alten Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde verursacht oder durch Einbringen von Frost und Hitze, Stein und Wald. Naturerscheinungen wie die Windwirbel werden zu dem Tiefschwindel in urfällige Bezeichnung gebracht. Bei Wutausfällen und irrem Töden heißt es im Samland: „Er hat die Plage wie e' böller Hund.“ Plage kommt noch im Dänischen in der Bedeutung Windstoß vor, in Liv- und Estland bezeichnet es die Rinderepilepsie (Pr. 226. I. 194). Der „Kriemel am Kopp“ (Pr. 226. I. 431) und die „Verdretheit“ stammen vom „Windkriemel“. Der alte Nikolai in Pieldeu geriet bei der Ernte in einen Wirbelwind, der die Garben durcheinander warf. Drei Tage lag der alte Mann gelähmt zu Bett, dann starb er (Fr. XIII. 421). Erst am Ende des Mittelalters wird diese einfache Naturerklärung im Sinne des Dämonenglaubens umgeformt sein. Heute glaubt man in Westpreußen, daß in einem Hund, der sich um sich selbst dreht und nach seinem Schwanz schnappt, der Teufel ist, ebenso tangt er in jedem Wind- wirbel (Fr. 786 hqm. Lemke II. 288, Fr. 298, Fr. XI. 76. XII. 377. XII. 296 usw.). Bei der Berührung mit dem „krensek“ (= Wirbel) führt der Teufel in den Menschen über (Pöschgen Fr. XVII. 268). Oder die Fegen schäden durch solche Wirbel Krankheiten aus. Zwei Frauen gingen von Tapabel nach Strelka zur Kirche und trafen einen Windwirbel. Der wirbelte der einen ein Blut in den Mantel. Von dem Stand an fühlte sie sich krank und starb (Neustadt Fr. XVI. 30). Die Feger schickt den Koflan mit dem Wind an sein Ziel (Koggenhausen, Fr. Granberg Fr. X. 20).

Die andern Elemente wirken meist noch ohne eine dämonische Vermittlung auf den Menschen, Natürlich werden Wasser und Feuer als schreckende und wolkende Wesen vorgestellt. Vor zwei Jahren erzählte dem Verfasser ein Eigentümer aus Ziegenlei Babenthal (Fr. Karthaus), noch vor vierzig Jahren habe das Babenthal ein Meter tief unter Wasser gestanden. Aber einige Besitzer warfen Steine und Strauchwerk in diesen See. Da verzog sich ärgerlich das Wasser, und seitdem liegt das Tal trocken (Fr. XIV. 62). Der türkische Fischer verfenkt eine prächtige Blüthenkrone in die See, um sich glückliche Fischfänge zu sichern (Kogelein 8). Dabei muß das Element auch grob anthropomorph gedacht sein. „Naturbelebung“ liegt auch vor, wenn dem Wasser Lebensäußerungen einer Pflanze zugeschrieben werden, z. B. daß es blüht. Dann darf man nicht haben, sonst gibt es die Kröhe (Guttau Fr. 2 No. 15; Seehelm Fr. 203).

Niemand soll am Wasser schlafen. Wacht er auf, so träubelt ihn und er behält zeitlebens die „schwære Krankheit“ (Wajshan Fr. XVII. 242 f.), d. h. die Krämpfe, die auch vom Schreck beim Bespritzen mit kaltem Wasser eintreten (Zahschütte-St. Fr. XVII. 360). Die heftigsten

Zitterkrämpfe werden angesehenlich als das vergrößerte Zittern eines Fiebernden aufgefaßt. Aus dem angeführten Grunde wecken die Eltern stets die schlafenden Kinder, wenn der Wagon über eine Brücke fährt, und der Knäufel wird vor dem Besessenen mit kaltem Wasser gewaschen (Sommerlau-Dag. S. Fr. V. 52; Buchkau Fr. XVII. 262 f.). Im Reichthum hat die Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregeln zur Folge, daß das Kind ein Bettläger wird (Lagowski 54 f.).

Wenn man im ostpreussischen Oberland dem Epileptiker verordnet, einen Froß in der Hand sterben zu lassen (Vemke I. 94) oder getrocknete Kröten einzunehmen (Vemke I. 93), so sieht diese Vorschrift vielleicht auch eine Krämpfererkrankung durch das nasse Element voraus; das Wasser würde hier nämlich in einem spezifischen Wasserfieber gestraft. Der Niederunger gibt seinen Kühen gerade an der Sonne getrocknete Frösche ein, damit sie gesund bleiben (Magazinübertragung Fr. 336). Das spricht auch dafür, daß er Erkrankungen auf ein Fieber von Nag zurückführt. Aber jene Kröten als Mittel gegen Epilepsie können auch als Vertreter der Erde gefaßt sein. Zwar bezeugt auf unserm Boden keine direkte Angabe eine Kenntnis erdentspringener Leiden. Aber wenn wir eine kraße Bevorzugung von Erdtieren als Mittel gegen Rheuma und Krämpfe beobachtet und im Norden der Ostsee klar ausgedrückt finden, daß solche Tiere als Vertreter der Erde in diesem Zusammenhang gebraucht werden (B. J. Com. 45, S. 60—73. 90), so ergibt sich doch eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß solche Gedankengänge früher auch bei uns lebten. Es wäre ja auch denkbar, daß jedes dieser Tiere einzeln wegen unheimlichen Einbruchs und vorangesetzter Zauberkraft zum Heilmittel wurde.

Personifiziert gedacht wird auch bei uns die Erde: Sie gebiert Arnen, diese mehren Butter und Korn (Lettau u. Temme 285). Weil die Arnen in nächster Beziehung zur nahrungspendenden Mutter Erde stehen? Oder als Totenbeigabe zauberhaftig sind? Ein Zurücksenden eines Leidens an die Erde als den Sender liegt wohl vor, wenn der Fieberkranke ein Loch in den Rasen gräbt und hineinhandt (Luppen 58). Fieber wird von der Erde ausgehend gedacht, da man sich durch Liegen auf kalter Erde am ehesten fieberige Entzündungen halt. Ein typisches Erdtier wie die Maulwurfsgrille wird ebenfalls gegen Fieber eingenommen (Vemke I. 91, II. 286). Vielleicht stellt man also gegen die Kröten als Fiebermittel in diese Gesellschaft (Vemke I. 48).

Fast dasselbe Gemüth wird gegen Rheuma und Krämpfe verwandt. Der Epileptiker muß — wie erwähnt — eine Vogge in seiner Hand sterben lassen (Vemke I. 47 u. 94). Er nimmt getrocknete und pulverisirte Kröten ein (Vemke I. 93). Er trinkt Kreuzgottespiritus (Vandeshow Fr. 515) und Maulwurfsjahnaps (Vandeshow Fr. 512), d. h. Spiritus, in dem sich ein lebender Maulwurf totgelaufen hat. Gegen Rheumatismus werden ferner Regenwurmspiritus (Vemke I. 92) und Ameisenspiritus genommen (Neumühl-Di. Fr. 456, Hammerstein Fr. 603, Darschmen Fr. 688, Buchkau-Dag. S. Fr. X. 110, Bodenwinkel-Dag. Abg. Fr. VII. 128), ferner Schlangen- (Liebenthal-Marien- burg Fr. VII. 127) und Storchjett (Hammerstein Fr. 604). Der

Storch gilt als Hauptvertilger von Ungeziefer, Wärmern, Fesschen und Schlangen. Waren alle vorerwähnten Tiere homöopathisch gewählt nach dem Grundsatz *o similia similibus*, so verleiht das Storchseil die allopathische, antipathische Richtung der Magie. Beachtenswert ist der Zug, daß die auffallende Eigenschaft des Storches in jeder Feder des Vogels wirksam lebt (vgl. S. 14 u. 16).

Die Anwendung dieser Tiere gegen Krämpfe, Krämpfe und Fieber legt also den Schluß nahe, daß die Schuld an jenen Leiden früher der Erde gegeben wurde. Das ist durchaus begreiflich. Kann doch Krämpfe, wie gesagt, leicht durch Vliegen auf kalter Erde entstehen, und am epileptischen Anfall erfaßte der Mensch doch kaum etwas anderes, als daß der Besessene plötzlich zur Erde niedergestürzt wurde (Hallsucht!). Spätere Zeiten haben dann die schwarze Farbe als Ursache der Epilepsie hervorgekehrt, so daß Blut von schwarzen Katzen und schwarzen Dennen als Mittel gegen Krämpfe auftritt (Zemke III. 47). Den Maulwurf bringt außer seiner schwarzen Farbe noch ein sehr praktischer Grund in Verruf. Je besser der Mensch die Wiesen kultiviert, desto mehr wird er ein Feind des Maulwurfs und läßt diesen Verächter seiner Arbeit für alle möglichen Leiden des Viehs büßen (Mühlrad, Tuhelet Seite VII/VIII. 100, Sagotsh-Bl. Nr. X. 90).

Die Schlange wurde noch zu einem andern „Element“ gerechnet, das lehrt die Behandlung des Kreuzotterbisses. Noch im 19. Jahrhundert mußte der Gebissene tagelang unter freiem Himmel liegen und den verletzten Fuß in eine Grube halten, in die man Buttermilch goss (Zemke I. 95, Mühlrad VII/VIII. 162; Kr. Belesen Nr. 220, Strauchhütte-Typ. S. Nr. II. 99). Auf der französischen Wehrung wurde der Gebissene sogar im äußersten Notfall bis zum Halse eingegraben (Bodenwinkel Nr. VII. 128). Damit vergleiche man die Behandlung der vom Blitz Getroffenen! In Montau (Gr.-Werder) schlug der Blitz ein und betäubte ein Mädchen. Man schaffte es ins Freie und grub es bis an den Kopf ein. Dadurch lebte es wieder auf (Nr. XVII. 90). Auch Blitzschlagfeuer wird mit saurer Milch bekämpft (Hess. Blätt. III. 128), wie mit Wasser. Wie erklärt sich die auffällige Übereinstimmung in der Behandlung von Blitzschlag und Schlangengiß?

Zunächst alles geheimnisvolle Feuer läßt sich nur mit Milch löschen, dahin gehören Spiritus-, Petroleumflammen und Diebstahlker (Zemke I. 114). Demnach vermutet der Unkultivierte, nach dem Löschmittel zu urteilen, im „Brennenden“, „entzündeten“ Schlangengiß Feuer. Das Begraben des Blitzgetroffenen im Freien ist augenscheinlich ein Antipathiezauber gegen das Himmels-element; Himmel und Erde werden ertöndlich wie Wasser und Feuer als Antipoden gedacht und gegeneinander ausgespielt. Wozu lagert nun auch der von der Kreuzotter Gebissene unter freiem Himmel? Was hat die Schlange mit dem Himmel zu tun? Noch heute sieht, wie erwähnt, unsere unkultivierte Bevölkerung im Blitz eine Schlange (S. 35). Jede Schlange nimmt an der Natur der Blitzschlange teil (Participationsgesetz S. 74) und erfordert ähnliche Behandlung.

Seit der Mensch das Feuer in seinen Dienst gestellt hat, magte er Krankheiten auch auf die Herdflamme und das sie nährende Holz zurückführen. Zunächst kann es eine rein sprachliche Metapher sein, wenn das Volk beim Zahnschmerz noch heute von „Feuer im Zahn“ redet (Reichsbier S. u. Z. 101). Alle schmerzhaften, roten und glühenden Entzündungen heißen „Feuer“ (Oberland, Grischler S. u. Z. 47 f.); es gibt Wundenfeuer (Samland S. u. Z. 49) und „Knochenbrand“ (Samland S. u. Z. 68 f.), d. h. Gelenkschmerz mit knackerndem Geräusch. Das Entzündungsfeuer wird mit toter Hohlzähle (S. u. Z. 47 f.) bekämpft, d. h. mit Holzohle, die glühend ins Wasser geworfen und gelöscht ist. So wie bei ihr jetzt die Blut verschwanden ist, soll es der Entzündungsglut gehen; das Ergebnis der Feuerlöschung soll übertragen werden, und zwar real, nicht symbolisch. Ebenso wird in der Knochenerdei den an Fäule (Kotlau) erkrankten Schweinen brennende Holzohle des Fressen gesfüttert. Die Kohle soll die eben vollzogene Abkühlung in die Tiere magisch übertragen (Mint II. 41).

Sehr oft werden Feuer, d. h. Entzündungen als Strafe für Verleidigungen dieses „Elementes“ aufgefaßt. Zur Sühne wird ein neues, unbesiedetes Feuer angezündet, oder eine Neuanzündung mit Stahl und Feuerstein wird mimisch dargestellt. Um jemand von der Koke, „vom Feuer, vom stürmischen, vom zornigen“ Feuer (Köppen 68) zu befreien, treten in Judau drei Brüder an den Kranken heran und schlagen mit Stahl und Feuerstein Hundst (Fr. VIII. 69, Vogawski 139, Graf III. 201). Wer ins Feuer springt, bekommt Ausschlag am Mund (Marienwerder u. Zisterburg Fr. I. 111). Wer übrigens über Feuer erschrickt, muß ansputzen und Salzwasser trinken, sonst erkrankt er (Marienwerder Fr. I. 125).

Kinder, die mit Feuer spielen, wäßen nachts ins Bett (Marienwerder, Danzig, Kr. Breßen Fr. 271), eine Laitsache: Pyromanen sind oft Feindhasser (Bunke, Die Diagnose der Geisteskrankheiten, S. 267). Das Volk deutete das Übel wohl früher aus einer Bekränktheit des Feuers, darüber daß es zum Spielzeug eines Kindes entwürdig wurde.

Für Westpreußen eigenartig ist die Bekleidung des Feuers durch Hineinwerfen von Eierschalen, das gibt Warzen (Danzig-Ohrn Fr. III. 156). We der Glaube entstanden ist, läßt sich noch erraten: Auf der im Feuer glühenden Eierschale erscheinen podenartige Hoden. Dieser unerwartete Anblick führte dazu, die in der Zeit etwas von auf-tretenden Warzen mit der Verbrennung der Eierschalen zusammenzubringen. Daher auch das Gegenmittel: Erbsen übers Feuer werfen (Schlanten-Dyg. Abg.), wohl ein Veröhnungsopfer. Dann ist jener Glaube dahin erweitert, daß auch Wäßen der Finger in Eierschalenwasser Warzen gibt (Danzig u. Stutthof Fr. III. 154, I. 124). Hängt damit vielleicht das Knochenerdei Warzenmittel zusammen, soviel Erbsen in den Leich zu werfen wie Warzen sind (Schlagenthu Fr. VIII. 65)? Sind die Erbsen eine Buße an das durch Abkochen von Eiern beküdigte Wasser? Oder eine Entkräftung der Warzen, indem an deren Stelle die ähnlich gehaltenen Erbsen genommen werden?

Im Schmerzendem, heißen Kopf vermutet der Primitive Feuer, das  
lecken überaus drastisch die Mittel. Im Oberland wird eine Schüssel  
kalt Wasser auf den Kopf gesetzt, „das Wasser kocht ohne Feuer“  
(Vente I. 33). Dieser Grundgedanke ist anderswo verunstaltet, wenn  
das Wasser ausgeschöpft (Gulgowski 204) oder mit Stroh entgäubert  
wird (Töppen 54). Die deutliche Abkühlung eines wunderbaren  
Feuers ist wieder ein Kopfschmerzemittel aus Puhig; ein glühendes  
Eisessen wird in Buttermilch getaucht, und der an Kopfschmerz Erkrankte  
atmet den aufsteigenden Dampf (Fr. X. 77).

In Gollablen (Kr. Karth. Fr. XVII. 384) findet sich zu Weib-  
nachten noch ein regelmäßiges Opfer an das Feuer. Etwas Fett wird  
hineingeworfen, dadurch wendet man Schadenfeuer vom Hause ab.

Nach Feuerkrankheit wie der „Berngrund“ (Stamm-Grind),  
poln. ogni piora (Feuersiedern) wird zu Bäumen in Beziehung gesetzt.  
Man heilt das Leiden mit Holzsägen (Töppen 56). Bei Hautleiden  
mit Fieber, sog. Kröhe, verspricht man einem Baum neun Arbeiten  
und wünscht die Krankheit in den Baum (Kr. Koldenburg Fr. X. 93).  
Um Fieber loszuwerden, wird ein Loch in einen Baum, Pfahl oder  
Brückenbalken gehohlet und hineingesprochen: „Marie (oder wie der Bo-  
fallene sonst heißt) es ne to Fann“ (Zerrentowik Kr. Graudenz S. u. 3.  
54). Das Fieber wird hier deutlich in seine ehemalige Behausung zu-  
rückgeleitet. Ähnlich knüpft der Fieberkranke im Ermland ein Strohhalm  
an einen Baum und spricht die Formel: „Fieber bleib weg und  
komm nicht wieder“ (S. u. 3. 50 f.). Mit dem Strohhalm stützt er den  
gefährlichen Baum gegen die Außenwelt ab oder bindet das Fieber  
an seinen alten Sitz fest. Der Mensch früherer Jahrhunderte mußte sich  
ausgedrungen das Feuer und somit das Fieber (plattd. Fier) im Holz  
schlafen denken; bei Reibung zweier Hölzer erwachte es, sprach das Holz  
über dies verwandelt sich in Feuer.

Besonders an die Weibde wendet sich der Fieberkranke:

„Liebe Weib, ich frage dir: siebenundsiebzig Fieber plagen mir.“

(Zerrentowik Kr. Graudenz S. u. 3. 54.) Dem Sieb gibt er ihre Rinde  
gegen Verberung ein (Ohr-Dig. Fr. IV. 94) und ist selbst die „Palm-  
täuschen“ gegen Fieber (Vente I. 13 usw.). Das Herumexperimentieren  
nach den besprochenen Grundbügen mußte oft den Menschen rein zu-  
fällig auf wertvolle Mittel führen: die Rinde der Weibde (Salix) ent-  
hält das Fiebermittel Salizil.

Aber es waren noch andere Überlegungen wirksam, die den  
Kranken an die Bäume, besonders an Weiden und Fichten führten.  
Die Rinde dieser Bäume ist offensichtlich selbst an Flechten und  
Würmern. So wird gerade die Weibde gegen Flechte angewiesen (Kr.-  
Jünder-Dig. Abzg. Fr. II. 9 vgl. Bin. XXIV. 56). Die Fichte soll  
die Gicht (den „Boarwurm“) abnehmen (Nikolaiken Opr. Fr. X. 88).  
Und der wurmföhrige Zahn wird mit einem Hollandespan gelohert,  
und dieser wird zurück in den Baum eingespündet (Töppen 54).

Für den Primitive macht es keine Schwierigkeit, Krankheiten  
auf den Wald als undifferenziertes Ganzes zurückzuführen. „Der Wald  
macht das Blutnehen der Kröhe“ heißt es im Kreuze Karthaus (Krisau

Sr. X. 105 f.). In Brandenburg Opr. wird speziell dem Kabbid (Schulz) am Blatnehen gegeben (Sr. X. 109), in Pödel der „Waldblüte“, einem Gewächs, das bei Regen schnell fault. „Und so faulen auch die Büeme der Ruh“ (Sr. XVII. 84 f.). Die Waldblüte hebt nur an einer jumpfigen Stelle im „Eichwald“, da haben früher Krieger in der Krone einer Eiche gehaust, und der eine Krieger liegt dort begraben. In der Hand hält er Samen von dem Eißkraut. Alle zehn Jahre geht ein Same auf, und weil das Kraut die Fruchtigkeit aus dem Toten pflcht, quillt aus den Stengeln Blut (Sr. XVII. 87 f.). Bezeichnend für die Taubheit gegen Widerspruch im Volksdenken ist es, wenn in der einen Angabe zwei aber sogar drei Kränze für die Verderblichkeit der Waldblüte gegeben werden und unausgeglichen nebeneinander stehen.

Auch die Steine trachten dem Menschen nach dem Leben. Sie vermögen in den Menschen einzugehen; Brustbeklemmung und Atemnot nennt der Kaschube kamios — Stein (Gulgowski 204) und glaubt ernsthaft, daß ihn ein großer Stein „in den Hals steigt.“ Weißer Quarz heißt im Oberland „Fieberstein“. Wer nämlich Quarz „eine Weile in der Hand hält, kann auf der Stelle das Fieber bekommen“ (Vomle I. 48). Selbst die Märzhaune gibt Fieber, sie schüttelt die Kinder zwei bis drei Stunden (Sr. X. 107 f.).

Bei dieser Naturbetrachtung können Fieber und Koffe sowohl vom Winde, vom Wasser (Täppen 49) als auch von der Erde, vom Feuer und jedem Naturgegenstand haust kommen. Und für die „Inge Frau“ ist es erforderlich, in jedem Fall den Herkunftsart des Leidens festzustellen; denn die Wahl des Heilmittels richtet sich ganz nach dem Ursprung der Krankheit.

Die Zahl der „Elemente“ kann im Sinne der Volksphysisch noch um einige weitere vermehrt werden, da ist z. B. der Frost. Der Frost thut ganz dinghaft in den Menschen ein, in der Proßbeule „ist Frost da“. Gegen ihn werden die Brennmaterialien der verschiedensten Jahrhunderte losgelassen: Spiritus (Bachsch-Dyg. Abg. Sr. II. 98, Eichenberg-Va. Sr. II. 98), Riensch (Uhlken-Dyg. S. Sr. II. 96), Tran (Vomle I. 48), Petroleum (Vomle I. 48, Reiffen-Ko. und Bladian-Heilgenheil Sr. II. 100), außerdem wird warmer Rot angelegt, Pferdebadung (Bachsch Sr. II. 98 f.) und Hühnerdreck (ebd.).

Auf der Wehrung wird folgende kausale „Eisalbe“ hergestellt (Bodenwinkel-Dyg. Abg. Sr. VIII. 61). In einen Eistopf wird ein Loch gehacht, Sped und Rienschpäne werden hineingesteckt und angezündet. Das abkassende Zeit verreckt der Frost; denn es ist seiner eiligen Umgebung zum Trost angetrocht und hat die Kälte besiegt. Das Vertrauen zu dieser Eisalbe beruht nun aber noch auf einem zweiten Grunde: Für das Dorfknäbchen war es ebenso wie für die händliche Dame der Vorkriegszeit ein unbegreifliches Wunder, daß Sped und Riensch im Eistopf brennen. Dem Verfasser wurde erst kürzlich folgendes Mittel für neröse Magenbeschwerden mitgeteilt: Mehrere Eier in Zitronensaft legen — die Eierschale verschwindet von selbst —, zulezt Kognak und Zucker in bestimmten Mengen hinzuzufügen (Oliva). Daß die Eierschale verschwand, bildete den Höhepunkt der Mitteilung, ein

Wunder. Wie sollte eine so geheimnisvoll aussehende Medizin nicht wieder Wunder gegen Krankheiten tun?

Ein ähnliches Naturgeheimnis vollzieht sich, wenn der kluge Mann neues Stah Eisen in Wasser auflöst; diese Flüssigkeit heilt die schwersten Hautleiden (Kr. Weibenburg Sr. X. 94 und Finde-St., Kasch. Volkst. I. 221). Der kluge Mann wird vielleicht statt Eisen Hinz nehmen und statt Wasser dünne Salzsäure. Macht nichts, eine Flüssigkeit, die hartes Eisen in nichts zerzhmelzen läßt, kann auch Hautflecken vergehen lassen.

Die Bestandteile der Arznei können nicht wunderbar genug, die Vorgänge beim Arzneibrauen nicht unheimlich genug sein. Vor dreißig Jahren litt ein Mann in Pechten (Kr. Weue Sr. XVII. 461) an Schwindsucht. Keia Mittel half. Da ging seine Frau zu einer Heze, die gab folgendes Rezept: Von sieben Kreuzwegen Wänden pflücken (vorwad powoju), von sieben Kreuzwegen Steine hinzunehmen, bei Sonnenuntergang von sieben Gräbern Erde holen und das alles zusammen in kochend Wasser brennen! Die Frau fand glücklich all das Verlangte. Als sie nach Hause kam, geh sie auf diese Dinge heißes Wasser. Da begannen die Steine hochzuklüpfen, und es war ein solcher Dampf, als wenn das ganze Haus brannte. Die Leute ließen alle davon, in der Überzeugung, daß in dieser Arznei der böse Geist sah.

Heilkraftige Wunderdinge sind weiter alle Pflanzen, die auf Bäumen und Büschen wachsen. Aus einem Kirschknoien können Hezen herantommen (Pessenheim Sr. XIV. 116). Nipfelwürmer heilen die Mägen (Sr. Gutian 80), jerner Hauslauch vom Dach die Krämpfe (Lambow Sr. 514) und Dachmoos Kopfschmerz (Vente III. 47, Sulgawosi 204). Die Eberesche, die vor Jahren auf der Ruine des Ordenshauses Radstedt wuchs, trug angeblich überne Beeren (Kensh Sandland 35).

Naturwunder sind auch Steine mit einer Vertiefung, in der selbst zur trockensten Zeit des Jahres Wasser steht. Dies Wasser vermag Wurzeln glatt abzuwaschen (Höhl., Töppen 55; Strellin-Pu., Kasch. Volkst. II. 105; Neu-Zieh-St. Sr. VIII. 70).

Im Hof des Klosters Strellin ist ein Stein, der zeigt eine Wagenspur eingebrückt, die stammt vom Wagen des Hg. Adalbert. Steud von diesem Stein abgeschabt, hilft gegen dreitägiges Fieber (Knoep II. 280). Hier geht die heilende Kraft von einem Kultobjekt der christlichen Kirche aus. So haben nach der Christianisierung Kreuz und Hostie als magische Mittel ihren Einzug in die Volksmedizin gehalten. Die Rolle der kirchlichen Heilmittel im heutigen Weichselland ist aber erstauulich gering. Man wird mit Manhardt anerkennen müssen, daß hier ein Verdienst unserer Geistesheit beider Konfessionen vorliegt; sie macht dem Volksglauben wenig Jagelndankste (Manhardt, Abergl. S. 38). Das tat der Geistliche auf die Gefahr hin, daß sein Gemeindegeldsteins nur zum Antebader von der andern Konfession geht und sich dort Abendmahlwein, Hostien oder geweihte Nichte zu erbetteln sucht, meist mit Erfolg. Es ist eine allgemeine Erfahrung, die wir ebenjogut in Schottland antreffen (Lator, Die Ursünge der Kultur I. 114), daß die Heilmittel der katholischen Kirche für besonders

wirksam gelten. Diese Anbahnung finden wir im weltlichen Ostpreußen stark ausgeprägt.

Die Evangelischen der Kreise Osterode und Ortelsburg wallfahrten zu Töppens Zeit nach Heiligellende bei Köpfel, Blautitten bei Saldau und Jlatkowo, Kr. Lybau. Dort brachten sie Opfer dar, ließen Krankenweine segnen und erhielten sogar Abkatz (Töppen 11). „Manche denken sogar, der Kommunionwein der katholischen Kirche sei kräftiger als der evangelische. Doch kommen auch Katholiken zu evangelischen Pfarrern, um Kommunionwein zu erhalten“ (Töppen 12). Die Verhältnisse hatten sich bis 1901 kaum gebessert, wie Blautau bezeugt (Oberland und Grenzland S. 201 f.). Auch an der Weichsel kommt es vor, daß ein Evangelischer sich heimlich Weichwasser holt und damit Geister bekämpft (Kr. Mewe, Nr. XVII. 204 ff.).

Auf der oberschlesischen Danziger Höhe haben sich heutzutage viel Evangelische vom katholischen Nachbar nachgeweihte Weichwasser und besprengen sich damit fortwährend gegen Hexerei. Die Katholiken erklären, die Lutherischen besprengten sich schon, wo ein Katholik nur ein Kreuz schlägt; die Evangelischen verständen eben kein Kreuz zu schlagen.

Mit dem Kreuz bekämpft man im weitesten Umfang Krankheit und Hexerei: Haß Brot wird ein Kreuz aus Salz gestreut; dann kann es nicht beheizt werden (Frank, Nr. II. 70 f.). Am Johannisabend werden Kreuze mit Kalk (Guttiau-Ly. Nr. 149) oder Teer (Mittelalt. Op. Nr. X. 87) an die Stalltür gemalt, dann können die Hegen nicht die Kühe krank machen oder die Milch bezaubern. Die Schweine werden vor Vertufen durch dreimaliges Kreuzschlagen geschützt (Rakowitz-M. Nr. VII. 47). Über einer belegten Zunge muß man ein Kreuz schlagen (Danzig Nr. I. 122), ebenso über einen Säugling, wenn er aus dem Bettewasser gehoben wird (Danzig Nr. I. 58 f.). Im 1900 Jahrg. in Marienwerder eine evangelische Hebamme jedesmal über dem Mund des Säuglings ein Kreuz, wenn dieser gähnte, und sprach dazu:

Behalt dein Schläße,  
Wein Schätze!

Auch in Rakowitz, gegenüber Marienwerder, trug zur Zeit des Weltkrieges ein Knecht sechs Jahre einen Splinter vom Kreuz Christi in der Holzgerüst. Nicht einen Tag war er die sechs Jahre krank gewesen (Nr. VII. 46). Wer ein Kreuz „schiff“ (arriviert), tötet einen Juden (Dittmars Nr. 803).

Das Volk kennt übrigens auch ein nicht kirchliches Kreuz und verwendet es, wenn man den Mond anlagt (Danzig Nr. 43) oder wenn bei einer Wagenbehergung der Zauberer getroffen werden soll (Guttiau Nr. 152), also in der „Schwarzen Magie“. Dies nicht kirchliche Kreuz ist das Dreieck (vgl. S. 105).

Ehnlich kirchlich heidnische und christliche Räte beim Steinfall durch. Die „Teufelssteine“ sind wohl zum großen Teil vorchristliche Kultobjekte (vgl. Hempler in Bl. f. deutsche Vorgeschichte, Heft 3, S. 15 und als solchen kommt ihnen Wunderkraft zu. Bei Neu-Graubau-St. liegt ein grauer Stein mit blanken Körnern, von dem haben die Leute Salber ab und nehmen es gegen Leibschmerzen ein (Nr. XVII. 359).



## VI.

### Urteilen und Schließen.

Die bisherige Betrachtung der volksmedizinischen Begriffe und Ideen Aufzodung, Krankheit, Heilmittel, Tod lehrt ebenso wie die Untersuchung der Urbegriffe im Tierreich, daß ein Abstrahieren beim Volk in der Regel zu stark abweichenden Ergebnissen kommt, und dies, abgesehen in den Überzeugungen und Handlungen Gesetzmäßigkeit hindurchblickt. Von willkürlicher Phantasterei ist wenig zu merken. Die Schuld liegt zum großen Teil in der Art, wie das Volk Tatsachen vernimmt und Schlußfolgerungen zieht. Das unkultivierte Urteilen und Schließen weicht eben von dem unsers stark ab. Erstens ist das logisch-begriffliche Denken zu unvollkommen vom Wahrnehmen und sinnlich Gegebenen getrennt. In diesem „konkreten Denken“ wird das Augenfällige wie Farbe, Umriß, Geruch herausgehoben, und nach dieser äußeren Seite werden die Dinge zusammengestellt und geordnet. Die Art der logischen Verbindung ist nun obendrein willkürlich. Die Kategorien sind unentwickelt. Dasselbe A. ist bald die Folge von B., bald die Ursache von B., bald beides zusammen, kurz der Volksglaube spiegelt noch eine urtümliche Haltung wider, die statt des spezialisierten Verhältnisses von Bedingung, Ursache oder Folge nur eine unklare, schwebende Assoziation kennt. Gewöhnlich spricht das Volk in aphoristischen Sätzen, die jede logische Beziehung zueinander offen lassen, etwa: „Der Eule leuchten die Augen so unheimlich. Ich hab' Angst. Sie fragt einem die Augen aus.“ In hypotaktischer Fassung wird der Ursinn in den Gedanken handgreiflich. Das intelligente, 20jährige Landmädchen sagt dann in der Angst: „Die Leute meinen, die Eule fragt einem die Augen aus, da ihre Augen so gruselig leuchten“ (Pfeifen-Wrud. Fr. X. 180 f., vgl. Fr. 229). Ober der Teutonianer erzählt: „Im Langhäuser Wald ist ein Sumpfschloß, auf dem Grund steht immer Wasser, weil da eine Kutze verfaulen ist“ (Sackhin-Dyg. S. Fr. I. 4 f.). Eine 60jährige Frau sagt: „Das Pferd ist ein reinliches Tier, daher stirbt man, wenn man Pferdefleisch ißt“ (Braten-Wrud. Fr. I. 109).

Das erste Erfordernis jedes vollständigen Urteils ist Anschaulichkeit und Bequemlichkeit. Jede abstrakte Formalisierung, jedes funktionelle Inbeziehungsetzen mehrerer Faktoren wird vermieden, solange eine einfache anschauliche Schemaverklärung genügt: Bei Vertrautheit des Aders soll sich die Gerste in Voth verwandelt haben; die Erklärung ist kürzer und einfacher, als wenn der Naturforscher die abweichenden

Lebensbedingungen von Laich und Geißle feststellt, den Faktor der Witterung erdriert und dann noch zu bedingten Schlüssen kommt.

Besonders gern wird der voranzgehenden Erscheinung ein einfaches „Wochen“, meist eine absichtliche Verwirrung einer mehrmals folgenden Erscheinung zugeschrieben. Die Mißbejagung der Natur erleichtert dies vereinfachende Verfahren: Viel Tau im Herbst „macht“ Kälte und Regen fett (Knoap, Jähr. Volksl. XXII. 90). Der Altwiesensommer bringt und nimmt die Hitze (Widérau Nr. 357, vgl. Hammerstein Nr. 686, Nr. 28, II. 344). Die erste Schwalbe aber der Rudolf „macht“ den Sommer. Jedes Kind kennt das Sprichwort: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“ Wir sangen als Kinder die dritte Strophe des Liedes: Rudolf ruft's aus dem Wald:

Rudolf, Rudolf, trefflicher Held!  
Was du gesungen,  
Ist dir gelungen:  
Winter, Winter, räumt das Feld.

Wenn in einem gewitterreichen Frühjahr weniger Obstblüten von den Bienen befruchtet werden und eine schlechte Obsternte folgt, erklärt das Volk anschaulich und einfach: Das Wetterleuchten „macht“ die Obstblüten schwarz, „sengt sie ab“, deswegen gibt es kein Obst (Kr. Erläsen Nr. 240). Das Wetterleuchten „macht“ auch die Küsse innenwärtig schwarz (Zedwabs Nr. VIII. 115) und bräunt die Haut des Menschen (Danziger Neuerung Nr. IV. 105). Woher dieser Glaube an die schwärzende Kraft des Wetterleuchten? Dem geliebten Wanderer erscheint die Landschaft nach dem Witz ringsum in Dunkel gehüllt; das Wetterleuchten hat also die ganze Umgebung schwarz „gemacht“. Warum soll es nicht auch die einzelnen Dinge darin schwarz machen?

Ebenso „macht“ die Spinne Trockenheit. Trocken sind ihre Netze, trocken werden die ausgelegenen Fliegen (vgl. Pfla. n. h. XI. 117). Wer nun die Spinne ein Insekt ausjagen sieht und nicht dreimal Amen, d. h. Schlag sagt und dreimal mit dem Fuß auftritt, der bringt Dürre über das Land (Willenberg-Marlenburg Nr. IV. 125). Mit dieser trocknenden Macht der Spinne hängt wohl auch die Fähigkeit der Spinnweben zusammen, schwere Blatung zu halten (Mogatniederung Nr. 227, Madian-Heiligenheil Nr. II. 100, Dittauen Nr. 724), ein Glaube, den schon das Alerium kannte (Petron. c. 98). Der „Lille Mond“ (Knoap S. Rom. 177) macht Kälte. Das sensible Mädchen schüttelt bei seinem Anblick. Der Gebildete weiß, daß es nicht Schuld des Mondes ist, wenn die Mondnacht kälter ist als die bewölkte. Den Wind „machen“ die Blume dadurch, daß sie sich schütteln, die Blume allgemein (Langleide-Dgg. Herg. Nr. XVII. 194) oder ein bestimmter Baum wie einer bei der Mühle Wühof (Kehhof-Stühm Nr. XVII. 303, vgl. Nr. XV. 140). Ganz richtig wird ein Zusammenhang zwischen Wind und Blättererschütteln festgestellt, aber nur vornehmlich Folge und Ursache umgedreht. Bei solchen Urteilen wird an einem Lebewesen meist nur die eine auffälligste Eigenschaft gesehen, sie wird über alle Teile seines Körpers verteilt gedacht und als ständig nach außen wirk-

jam vorgeführt: Alle Teile des Storchs vertilgen in allen Lagen Würmer, und alle Teile der Spinne ruhen bedingungslos Trockenheit herbei. Kommt es dann später zu einer Lokalisierung einzelner Funktionen auf bestimmte Körperteile, so ist wieder dieser Denkfortschritt von neuen logischen Fehlern begleitet: Die Milch „schlägt“ der Kuh in die Hörner, d. h. das Wachstum der Hörner fällt mit einem Anfließen der Milchabsonderung zusammen (Philipp 125, vgl. Zentz I. 83). Der Peiskand „wächst“ oder „geht“ bei Frauen und Kindern in die langen Haare (Sutton Jr. 83, 114; Marienweber). Im frühesten Jahre „schlägt die Kraft“ der Kartoffel ins Kraut statt in die Wurzel (Marienweber). Es kommt kein Kalb vor, daß das neugeborene Kalb ganz mit gelbem Schleim bedeckt ist, dann nimmt es der Kuh die Butter fort (Schäuber-Tag. S. Jr. XVII. 240).

Die letzte Aufzeichnung ist besonders lehrreich: auffällige Farbe an einem Ding, auffälliger Gesicht oder merkwürdige Gestalt wird zugleich mit dem gleichen Zug an andern Stellen zusammengebracht und kausal verknüpft. Roter Erdboden wird in einer Kavität, die durch ähnliche Konkrete nicht getrübt ist, auf Blutergießen zurückgeführt. Eine große Schlacht hat dort stattgefunden. Solche Stellen sind bei Tüppel (= Tu.), Obargau (= Tu.), Schwitzgötel und Holzgöl, Kr. Berent (Treichel in Ztschr. Hdt. Arch. 31, S. 56 und Bd. 20, S. 65, vgl. Stankig Heimatsagen 44). Ferner bei Klobczyn (Treichel in Gesch. Ber. Westpr. XXXVII. 9) bei Gostocyn-Tüffel (Froderschowitz 45 f.), am Gaisensee, Kr. Puyig (Ztschr. Hdt. Arch. 31, S. 65) und bei Rossow, Kr. Rasthaus (Jr. IX. 54). Am Bluteich bei Sippel (Kr. Schweg, Jr. XII. 116) ertönt in der Nacht und Pfingstnacht Schlafenslärm. Der rote Teich im Krämergrund bei Osterode hat seine Färbung von einem Rabbin, den ein hier ermordeter Kaufmann im Runbe verbragt (Jr. II. 8 f.).

Schweinsbohnenluppe erinnert im Gesicht auffällig an Krebsluppe; das genügt, um in der Schweinsbohne ein Mittel gegen Krebsleiden zu vermuten (Osterode Jr. I. 122). Der Fieberige hat auffällig trockene Haut. Man erinnert sich das Volk, ein Analogon in der Natur suchen zu haben: der halbgar gekochte Fisch hat ähnlich trockene Haut. Folglich: Fieber entsteht vom Genuß halbgarer Fische und läßt sich beseitigen, indem man Unterleßenes nachhält, d. h. Fische über das Garwerden hinaus rührt, pulverschiert und ist (Bodenmühl Jr. VIII. 63).

Neugeborene Kagen werden bisweilen Kindern zum Ertränken gegeben. Bei dieser Fehlersorheit pittern den Kindern die Hände. Krankhaftes Händepittern beim Erwachsenen wird nun auf früheres Erkranken von Kagen und Fanden zurückgeführt (Knoep, S.-Bem. 163). Beim Hustenhalten und angestrengten Schreien hat man das Gefühl, als würde der Hals vorn krepfährlich aufgebläht; folglich stammen Krepfleiden vom Hustenhalten und Schreien (Piedel Jr. X. 114). Man hustet und bracht etwas nach anstrengendem Lauf. Das genügt zur Erklärung der Tuberkulose; „man läßt sich die Schwindlust an den Hals“ (Marienweber Jr. VI. 39). Obeln Mandgeruch zieht sich

das Kind daran zu, daß es beim „Machen“ ist (Zuckerburg, Rationwerder St. I. 111).

Es ist nicht immer leicht zu begreifen, warum die Kartoffel in einem Jahre groß, im andern klein gerathen. Sollte das von einem Gegenstand kommen, der bei der Aussaat das eine Jahr groß, das andere klein ist und ansonst Kartoffelgehalt hat? Stehen beim Kartoffelsetzen große Wolken am Himmel, so gibt es große Kartoffeln und umgekehrt (Knaop, S.-Pom. 176). Alle psychologischen Erklärungen lassen sich begriffsmäßig schwer formulieren, also auch etwa warum eine Frau in der Ehe die Herrschaft erriingt; am Wollen liegt es doch nicht. Nun hat der Mensch am eigenen Leibe eine Gliedergruppe, deren Größenordnung den Primitiven an die biologische Gruppe Vater, Mutter, Kinder erinnert, das sind die Jehen des Fusses. Bei diesen Jehen ist manchmal der der Mutter entsprechende Teil, der zweitgrößte Jeh, stärker entwickelt. Schlüsselfolgerung: In der zweiten Jeh bei der Frau größer als der erste, so hat sie die Herrschaft (Katawiz-R. St. VII. 19).

Wer sich in einem Messingspiegel bezieht, erschrift über seine gelbe Gesichtsfarbe. Einfacher Schluß: die Gelbsucht entsteht durch Spiegeln in einem Messinggefäß und läßt sich aufheben durch eine andersfarbige Spiegelung, z. B. in Teer (Vemde I. 49) oder indem man eine gelbe Spiegelfläche benutzt, der dank kirchlicher Weihe keine Tüde zugutramen ist, also den Abendmahlsteich (Töppen 12, Guljowski 205) oder die Patene (Guljowski 205).

Häufig ist uns begegnet, daß der Krankheitsverursacher zugleich als Gegenmittel gebraucht wird. Man kann sich die Werkwürdigkeit zur Not so erklären, daß der Mensch den Schadenstifter ursprünglich im Affekt tödete und frag, wie es z. B. mit dem ersten ausfallenden Zahn geschieht (Knaop, S.-Pom. 175). Von größeren Schadenstiftern konnten nur kleine Teile genommen werden. So nimmt heute der vom tollwütenden Hund Gebissene als Gegenmittel dessen Herz (Mittelen St. 707) oder einige Haare (Hammerstein St. 602, Kratens-Tuchel St. II. 97, Sagerich-Rst. St. X. 96) oder ein Fleischstück (Kraus St. X. 85). Oder vom Sarg, an dem sich der Leichenträger verhehen, werden einige Späne von einer Ede abgestoht und eingenommen (Gollubien-Ka. St. II. Nr. 1674). Aber eine andere Erklärung als diese Bestrafung im Affekt liegt näher: In stürmer Erregung verbindet das Volk noch heute die ängstigenden Sinnesindrücke in ambivalenten Kategorie. A. erscheint zugleich als Ursache und Folge von B. Die Krankheitsursache ist zugleich Gegenmittel. Die Aufmerksamkeit wird von dem vermeintlichen Schädling so restlos mit Beschlag belegt, daß allein dieser sich bei dem Suchen nach einem Mittel ins Bewußtsein drängt.

Ceynona formuliert das Gesetz des Heilmittels in seiner Dissertation (Graf III. 192) folgendermaßen „Si quis sanguinem mingit, adhibendae sunt herbae coloris rubri; si quis torquetur doloribus pungentibus, remedium invenit in herbis aut hirsutis aut aculeatis, ut Datura stramonio.“ Das beschäftigt sich in allen Landshafien Welt-

preuhens: Die Mariendistel hilft gegen Zungenstiche (Treibhel, Natur. Mon. XXXII. 271). *Oenanthe spinosa* hilft gegen Schwindelucht (Mirschén-Fu., Treibhel Nat. Ges. V. 1, 19) und Igelstacheln gegen Bruststiche (Sullenstein-Ra. Nr. 473). Gegen „das rothe Fie“ — Rindstieblieber — wird ein grellroter Rod getragen (Buchsflau Nr. XVII. 246). Blutfeln (Hämatin) nimmt man ein gegen überstarke monses. Fehlgahrt und Verrecken (Töppen 36, Buchsflau Dgg. S. und Othlen, Nr. Wrmö. Nr. X. 110 ff.), zur Herbeiführung der monses auch Wahnblüten (Danzig und Stutthof Nr. VIII. 35).

Eben solche fixe Einstellung, wie sie hier allem Stochenden bzw. Blutstichlichen gegenüber eingenommen wird, zwingt bei ausstehenden Handlungen alle Betheiligten zu einer Einengung des Blicks auf eine Augensichtlichkeit, auf diesen Blickpunkt stellt sich alles Tun und Lassen ein.

Bei der Entbindung werden dem Mann Hemdsärmel und Hemdtragen aufgeschöpft (Regelen 13). Die ganze Umgebung der Wöchnerin wird nach der Herderung des Öffnens umgeprägt, um dem Kind den Austritt aus dem Mutterleib zu erleichtern. Derjenige, der Blut- und Sebermarkt lecht, darf während des Kochens nicht reden, sonst lecht die Wurf aus (Asoop, S.-Pom. 172). Karfreitag und Ostersonntag darf der Bauer sich nicht küssen, lecht zertragen die Föhner fortan den Garten (Fohst., Töppen 69). Die Getreidefuhre muß lautlos eingefahren werden; so still sind dann auch die Mäde, d. h. sie zerföhnen weder Korn noch Stroh (Asoop, S.-Pom. 175).

Beim Suteranfstoden dürfen die Samländischen Kinder nicht essen, sonst essen auch die Fische den Suter ab und heißen sich nicht an dem Angelhaken fest (Frischbier S. u. 3. 157). Beim Bekehrung lechrt sich der Kaulwurf im Schlaf um, deshalb darf man an diesem Tage nicht schlennen, sonst „macht“ (wählt) „er hernach zu lech“ (Lemke III. 56). Beim ersten Austritt des Viehs durfte früher im Dorf weder gesponnen noch Feuer gemacht, gebadet, gewaschen oder Dung gefahren werden; der Hiet mußte den ganzen Tag den Hund geschlossen halten, um auch dem Wolf das Maul zu verschließen (Samland S. u. 3. 148). Es sind nur solchehaltungen zugelassen, die zu einem musterzüglichen Weibegang gehören.

Solche Einstellung nimmt der Bauer beim Beginn jeder wichtigen Lebensperiode ein, zu Neujahr, Hochzeit und Ernte.

Diese negative Magie hilft durch Weibung von Schädlichem eine Welt vor Entgleisungen bewahren, in der es keine angeborenen Eigenschaften, kein Naturgesetz, kein Maß und keinen Zufall gibt. Ein positiver Formungszwang kann diesen Naturstörkungen, die keinen konstanten Dingkern haben, Eigenschaften aufzwingen, Größe, andere Umrisse, Dauerhaftigkeit und Härte verleihen. Man formt ein musterzügliches Vorbild oder hält neben den verbesserungsbedürftigen Gegenstand ein Ding, dem die gewünschten Eigenschaften schon von Natur eigen sind. Dann wird das formungsbedürftige Ding real ergänzt.

Beim Reihpflanzten Inessen die Arbeiterinnen die Röhre zwischen den Beinen zu festen Klampen zusammen. So feste Röhre bekommt auch der Kohl (Tittauen Nr. 782). Oder man legt Steine auf die

Kamftholz, so hart werden die Kohlhöpfe (Hohenstein-Opf. Töppen 88). Buttert die Milch nicht, so werden Steine aus den vier Himmelsrichtungen glühend ins Butterfaß geworfen (Kosow-Pa. Fr. XIII. 113). Die Steine sind kein Symbol, sondern sollen ihre Kompatibilität real auf die Sahne übertragen. Denselben Sinn hat es, wenn bei Heidenwasserbad drei Steine ins Fließwasser geworfen werden (Cronaca Graf III. 201 f.).

Bei schwer stillbarer Blutung läßt man im Ermland drei Tropfen Blut in ein Ei fischen und vergrüßt dies in heißer Asche (Philipp 149). Das Gerinnen wird an diesen drei Tropfen stellvertretend und mit übertragbarer Wirkung für die blutende Stelle erzeugt. Immerwährende Blumen auf dem Grabe oder im Sarge sollen real ihre Unterwerflichkeit auf den Toten übertragen (Regelstein 21). Der pulverisierte Fühnermagen soll auf den Magenkranken die vorausgesetzte Fähigkeit, keine Steine zu verdauen, übertragen (Währtradt VII/VIII. 162), ebenso die fleckenlose Fußhaut der Gans ihre Fleckenlosigkeit auf die Haut des Hautkranken (Kr. Reichenburg Fr. X. 90).

Begen Durchfall gibt der Kaskade Kirchsbaumstamm ein (Gulgowski 205). Dies Gewächs scheidet wie die Ausscheidung eines Durchfallkranken aus und wird dann hart. Diese Umwandlung soll auf den Diarrhoekranken übergehen. Begießt man einen Menschen mit „Mühsicht“, d. h. Brühe von einer abgelassenen Eule, so bestimmt er sich künftig dann wie jener Vogel und wird von jedermann gehänselt (Fr. Wk. I. 178). Beim Unterlegen der Bräuter muß die Hausfrau gierig Brot essen, dann fressen die ausgebrüteten Gänse und Küden später gut (Kosop, S.-Tom. 173). Man bestrift das Vieh mit dem Sand von Kaulwurfsbügeln. Davon wird es blühend blank wie der Kesturm selber“ (Vente I. 82). Wasser, mit dem der Frotzblätter abgewaschen ist, gibt man den Schweinen zu laufen. Davon werden sie glatt und fett (Görsenburg, Töppen 80). Wer Schweinschwanz isst, bekommt lange Haare (Kosow-Pa. Fr. V. 100).

Der Denkvorgang besteht bei all diesen Formungszauber im Nebeneinanderhalten von zwei anschaulichen Vorgängen; von dem vorbildlich ablaufenden wird kein guter Ablauf gewissermaßen abgezogen, konträr abstrahiert, und auf den verbesserungsbedürftigen Vorgang übergeleitet. Dies Spiel ist für den Magie Treibenden die Schaffung der Realität selbst (vgl. Werner, Entwicklungspsychologie 283).

So ungetrennt und identisch wie hierbei Innenwelt und Außenwelt des Praktizierenden sind, können Gedanken und Wünsche die Verwirklichung ihres Inhaltes nach sich ziehen, „so man könnte sagen, daß diese Wünsche und Gedanken die Wirklichkeit selbst sind.“ Diese kaum glaubliche Seelenverfassung treffen wir auf Schritt und Tritt, wo sich unser unkultivierter Landsmann Körperfehler und feilsche Eigenarten erklärt. Er betrachtet sie nicht etwa als angeboren oder als Erziehungsergebnisse, sondern es sind Folgen von optischen Eindrücken oder Gedanken, die der Vater, die Mutter oder die Tantenpaalen hatten.

Schließt der Vater beim coitus die Augen, so erzeugt er Jungens; öffnet er die Augen, so entstehen Mädchen, „die offen sind“ (Danzig

Fr. 490). Wird in Gegenwart der Schwangeren jemand Krätze geschimpft, so wird das Kind eine Krätze (Dittmann Fr. 708).

Denkt der Vater beim Lauggang an Widdersch, so wird das Kind eine Wadst (Töppen 81, Zentke I. 42, Zegowski 53, Gulgowski 122). Denkt er an einen Wermol, wird das Kind ein Wermol (Töppen 81). Verriethet der Vater auf dem Lauggang ein Bedürfnis, so wird das Kind ein Bettwärter (Töppen 81, Philipp 94, Gulgowski 122, Knoop 5.-Som. 156). Hat der Vater ein zertrühenes Hemd, so kauft das Kind später herrschen anher (Schönwalde-Kst. Fr. XV. 85). Beim Taufschwanz müssen die Väter fröhlich essen, dann bekommt auch der junge Weltbürger guten Appetit (Knoop 156). Hält eine Schwangere ein Mädchen über die Taufe, so „Meist es später nicht christlich“ (Knoop 157). Beim Taufakt darf das Kind nicht heftig geschüttelt werden, sonst zerreiht es später alle Kleider (Knoop 157). Man muß dem Tauffling kein Taufkleid bis zum Abend anlassen, so schont er Kleider (Zegowski 56). Streift die Patin auf das schmuckige Ende der Wagenbocksel, so wird das Kind unsauber (Zegowski 55, Gulgowski 122). Nischt sich der Vater viel um, so wird das Kind ein unsäthiger Gaffer (Töppen 81). Und so „erbt“ das Kind vom Vater Leichtsin (Gottau Fr. 117) und sonst alle erbenfliche Untugenden (Kogalindeberg Fr. 390).

Eltern, deren frühere Kinder vorzeitig starben, laden alte Heilpflanzen zu Vätern (Töppen 81, Kr. Vätern; Knoop 156). Diese sollen ihr hohes Alter übertragen.

Bei Heilungen muß immer zuerst das Mädchen getauft werden; anderenfalls überträgt der Knabe durch das Taufwasser seine jesundären Geschlechtsmerkmale, und das Mädchen bekommt einen Bart (Zentke I. 43 f., Töppen 82, Knoop 156, Lehner Gebrauchsreden 82). Spinnt die Mutter vor dem ersten Kindgang, so bekommt das Kind zeitweilens krankhaften Speichelfluß (Graf III. 205). Die Mutter braucht nämlich beim Zuhengischen starke Speichelabsonderung. Legt ein Ubelwollender eine erlöschene Kohle oder eine rote Kupfermünze ins Wickelzeug, so besorgt er dem Täufling für's spätere Leben Schadenfeuer (Zentke I. 42 f.). Entwöhnt die Mutter das Kind zur Zeit der Kirchentrippe, so wird es rot und löthig (Zegowski 142). Entwöhnt sie er zur Zeit des Vogelfluges oder während der Eimertragung des lecht auseinanderliegenden Hens, so wird es ein ruhelofer Ausreißer (Töppen 82). Ein zur Apfelrippe geborenes Kind bekommt einen rotwangigen Apfel zu essen, das sähert ihm rote Backen (Krause 8). Es muß darauf geachtet werden, daß beim ersten Ankleiden zuerst die rechte Hand durchs Armelloch sähert, sonst wird das Kind ein Vankser (Gulgowski 122, Lepnowa in Graf III. 205; Densig). Ein Kind, das viel Schweinschwanz isst, bekommt lange Haare (Hakowiz-M. Fr. V. 100). Kennt man ein Kind Ding, so wächst es neun Tage nicht wie ein Ding (Tettau u. Temme 282).

Das Volk kennt ebenso gut wie der Gelehrte angeborene Eigenarten und angeborene Körperfehler, aber das Volk läßt sie durch zufällige magische Einwirkungen von außen auf die schwangere Mutter entstehen: Erstreckt die Schwangere über Feuer oder das Muttermal

eines Begegnenden, so bekommt das Kind einen roten Fleck (Regelstein 14, Nr. Driehen Nr. 202, Vandenhow Laubg. Nr. 502). Schielt sie durch eine Rippe und erschrickt, so wird das Kind ein Schieler (Vandenhow Nr. 504). Erschrickt sie über einen Hasen, so bekommt das Kind eine Hasenohrtaete (Vandenhow Nr. 506). Tritt sie auf ein Stachelhäwein und greift sich ins Gesicht, so entsteht im Gesicht des Angebornenen ein Fleck von Gestalt eines Igels (Vandenhow Nr. 506). Fällt die Schwangere von der Leiter und greift an den Fuß, so wird das Kind lahme (Vandenhow Nr. 508). Schlägt sie einen Krüppel, so wird ihr Kind krüppelig (Nr. 815). Steigt sie durchs Fenster, so wird das Kind ein Dieb (Krausop 156, Tegner 82). Zwillinge kommen daher, daß die Braut doppelte Nüsse, doppelte Äpfel oder Brotkranten ißt (Krausop S. Pom. 158).

Der Gesundheitszustand der Ehegatten während der ganzen Zeit der Ehe, des Scedelien von Haus und Hof, die Vorhersehbarkeit des einen Ehegatten und der Freude zwischen ihnen, alles entsteht zwangsläufig beim Hochzeitsfest aus Gehehnissen, deren anschauliche Seite an das spätere Glück hyn. Anglick erinnert. Hat die Braut im Hochzeitskost ein Stück von roter Farbe, so beschwört sie Feuer auf Haus und Hof herab (Lössen 88). Wird ihr eine Kerne zur Aussteuer mitgegeben, so verknagt diese alles Glück (Schönwalde-Mt. Nr. XV. 31). Zerreißt man einen Strohhalm vom Stg des Brautwagens, so zerreißt man die Einigkeit der Brautleute (Legowski 57). Stecht ein abgewiesener Bewerber heimlich eine Nadel ins Trautleib, so stirbt die Frau an Stichen (Legowski 58). Wirft jener ein abgeschlossenes Schloß in den Braunen, so bleibt die Ehe kinderlos (Vemke I. 113, Legowski 57).

Beim Hochzeitsessen werden Tiere von harter Vermehrungskraft gegessen. Ihre Fruchtbarkeit geht auf die Brautleute über. Man ißt Schweinefleisch (bei Gilsenberg Nr. XV. 185 f.) und Fische (Vemke I. 39, Tröschel Jt. Ethnol. 1884, 118 für Nr. Berent). Fährgerippe und Lapp werden unter den Tisch geworfen (Peterswalde-Schlöden, Krausop 22). Gibt man einem Schaf einen Palm mit zwei Ähren zu fressen, so wirft es ein Fährchen (Ermland, Mtp. No. XXII. S. 272). Wer bei der Trauung auf den Radlyffel des andern lalet oder dem andern auf den Fuß tritt, hat das Regiment (Vemke I. 39, Vemke II. 275, Lettau u. Lemme 282, Gulgowelt 109, Lössen 89, Krausop 159).

Dabei ist es nebenlässlich, ob dies unabsichtlich oder bewußt geschieht. Wir haben es also nicht mit Vorzeichen im Sinne des Gebildeten zu tun, sondern höchstens mit Vorzeichen im Sinne des vulgär Abergläubischen. Denn diesen stellen sich alle Vorzeichen zugleich als Ursachen dar, als erstes Glied einer Unglücksreihe. Beseitigen wir dies erste Glied, so verschont uns der Rest der Kette. Das Unglück ist jähleses gegangen, um sich zu gedulden, bis eine neue Gelegenheit zu einem Vorstoß kommt.

Schreit der Kudaß, bevor die Bäume Laub bekommen, so kommen viele Mädchen zu Fall (Bladen, Ermland 208, Philipp 151; Natangen, Fährschüler Mtp. No. XXII. 293). Das Volk sieht hier den Kudaß zugleich als Drackelgeber und Berursacher auf. Er kennt nicht wie andere Vögel Ehe, Kinderzucht und Heim. Deswegen kann er Reizung



zum außerordentlichen Verlehrs übertragen, und zwar im Vorfrühling auf unentwidelte Nüsschen, die mit den unbelaubten Bäumen symbolisch und magisch verknüpft sind. Jenen Kundsturz als solches Vorzeichen zu betrachten, verbieten zahlreiche andere Beispiele für magische Wirkung von Tieren, auch für den Schrei des Radafs. Hört man z. B. zum erstenmal im Frühjahr den Radaf schreien, so halt man schnell die Hand auf das Portemonnaie, dann bekommt man viel Geld (Kunststadt Fr. XVI. 20). Oder man schüttle die Geldbörse, und das Geld wird nie alle (Kr. Lauenburg Fr. IV. 172). Hier liegt ziemlich deutlich eine magische Bemerkung vor. Mag gerade beim Kundsturz die Deutung als Vorzeichen abertändlicher sein (als solches angesehen: Semle I. 97, Töppen 79, Philipp 151, Widenau Fr. 380, Sullenstein-Ka. Fr. 488, Sandeshow Fr. 500, Dittman Fr. 750), gerade das Durchschlagen der magischen Auffassung beweist, daß der Glaube an die magische Wirkung eines Tierrufs ungebrochen besteht.

Ein schlimmes Begeheiß ist, wenn eine Henne kräht, besonders wenn sie dabei den Besitzer ansieht; in Bayern ist er eine Zeiche (ganz Bpr. und Maxara). Auf einer Landstraße südlich Oßerode lag einmal ein schwarzer Kahn aufs Pferd eines dahinfahrenden Bauernwagens und krähte den Bauer an. Der Kürzer sofort vom Wagen und brach sich das Genick (Oßerode Fr. I. 34). Man braucht aber nur die krärende Henne schnell zu schlachten, so wendet man dieses Geschick ab (Salkau Töppen 78, Suttan Fr. 101, Kr. Briesen Fr. 261, Hammerstein Fr. 643, Cobbenow-Landg. Fr. IV. 129, Al-Montau Fr. XV. 154.). Der Tod oder Teufel sitzt in dem Tier, und der Sabaser wird an den Beinen aufgehängt. „damit der Tod herausfällt“ (Rahh. Volksl. II. 105).

Ebenso wenn ein Kaninchen nicht kriecht, sitzt der Tod darin. Es wird sofort erschlagen. Dann greift das Unglück nicht weiter um sich (Tag. Krog. Fr. III. 174). Ein derartiges Vorzeichen, nach dessen Beseitigung das gesüchtete Unglück ausbleibt, ist für unser Empfinden ein Verursacher.

Alle Mißgeburten und Naturwidrigkeiten wie zweiflügelige Schafe, Bäume erstickernde Ziegen und hollende Schweine sind schlimme Vorzeichen. Das Dorf besteht auf ihrer sofortigen Vernichtung (Kraien Fr. VII. 145). So stellt man den normalen Naturablauf wieder her. Mißgeburten, Lauber, Pest, Hungersnot, Brand und Mord sind Teile eines Ganzen, sind wechselnde Erscheinungen ein und derselben Unglücksmacht, und jeder Einbruch dieser feindlichen Welt muß eingedämmt und in seinen Spuren getilgt werden.

In Ottila (Kr. Marienwerder) kennt man die Klagefrau, ein auch in Süd-Deutschland, besonders in Halensgehalt vorkommendes Gespenst: Von dem Hühnerfaß im Gutsteich wimmern Klagende Laute. Nun muß wieder einer sterben. Der eine Sohn des Lehrers liegt auch schon krank. Da kommt der Hühner Kurjewski. Schnell hebt er einen Stein auf und wirft ihn nach dem Hühnerfaß. Die Klagefrau verschwindet. Der Hühner hat den Kranken geneset (Ottila Fr. XVII. 214.), vgl.

Kochsalz, Schweizer Naturmystik 258; Mailly, Sagen aus Briançonnais und den Zallischen Alpen 56 f.).

Die Tötung durch einen unheimlichen Schrei wird nur verständlich, wenn man zwei psychologische Faktoren beachtet, erstens die Ausmalung des Tons nach Art eines treffenden Geschoßes und zweitens die Überwertigkeit des Gefühlsindrucks in Übergläublichen. Das Lärmen des in Todesangst Klagenden haben, bisweilen auch das an Kinderweinen erinnernde Krächzgeschrei vermögen bei Nacht und Nebel den Menschen stark zu ängstigen und Wesen schwer pessimistische Befürchtungen aus, in einer Unlogik, die dem alltäglichen Denken fremd ist. Nur aus der Seelenverfassung eines aus dem Schlaf Geschreckten werden die folgenden Beispiele verständlich: Hat der Hund bis zehn Uhr Gaitter bekommen und heult mitternachts eine Stunde, dann brennt der Hof ab (König Jr. I. 109). Ein Bauer geht abends am See von Wittenbach-Nr. vorbei. Vom gegenüberliegenden Ufer ertönen ängstigende Rufe. Nach drei Tagen ist der Mann tot (Jr. XII. 349). Er trug wohl schon eine schwere Krankheit im Körper.

Ein Jäger näherte sich dem Fuchs. Dieser schreit ihm entgegen. Sofort hat der Jäger den Eindruck, daß er nur noch wenige Stunden lebt (Campden-Nr. Jr. XV. 108). Er empfindet den Schrei wohl als höhnisches Lachen, das ihm sagt: Du ahnungsloser Narr, wer weiß, wer früher stirbt! (vgl. Straßerjan, Sagen aus Oldenburg II. 191).

Nach in den letzten Beispielen wird man im Schrei mehr ein Totzäubern als ein Vorzeichen sehen. Diese Art unverständlicher Bewirkung ist für geistliches Denken entschieden unfaßbar. Aber für die Volklogik ist ein magisches Töten aus der Ferne und durch Töne nichts Unbegreifliches. Wie sollte jene auch an solchen Fernzäubern Anstoß nehmen, wo sie sonst, wie wir sehen, meilenweit entfernt, auffallende Erscheinungen unbedenklich verband?! Für unsere kulturlosen Vandalen gilt ebenso wie für afrikanische Wilde in vollem Umfang das von Vogt-Brühl formulierte Partizipationsgesetz. „In den Kollektionsvorstellungen des primitiven Denkens können die Gegenstände, Wesen, Erscheinungen auf eine uns unverständliche Weise se selbst und zugleich etwas anderes als sie selbst sein. Auf eine nicht minder unverständliche Weise entfenden und empfangen sie Kräfte, Fähigkeiten, Eigenschaften, mögliche Wirkungen, die außerhalb von ihnen fühlbar werden, ohne aufzuhören zu sein, wo sie sind“ (Das Denken der Naturvölker, S. 58).

Treffliche Beispiele für unerklärliche Fernwirkungen bietet der westpreussische Vampirglaube. Der Selbstgeheer, wiesowcy, lupior oder wie ihn sonst unser Landvolf nennt, kam im Grabe an seinen Fingern, dadurch löset er magisch die Angehörigen oben (Teilau u. Temme 277, für Rußland Knoop Jähr. Volkst. XVI. 96, Hülshing in Ruffh. Volkst. VI. 8, Lesensky Pom. 752, Sogomski 96 u. 98, Krifan Jr. XIII. 111). Hat er alle umgebracht, so rückt er auf den Rücken zu den Gloden und lästet sie, und soweit die Leute den Klang der Gloden hören, müssen sie sterben (allgem. lach.). Oder er geht an die Fenster der Schlafenden und fragt: „Schlafs ihr? späts wa?“ Wer

nun antwortet: „Wir schlafen, spimik“, dem antwortet er: „So schlaf ewig!“ — *To spjitiš na wieszy!* Sofort tritt bei diesem der Tod, der ewige Schlaf, ein. Wer antwortet: „Wir schlafen nicht, wie spimik“, dem entgegnet der Kampf: „So schlaf niemals“ — *To nie spjitiš ujjak!* Solche Menschen leiden zeitlebens an Schlaflosigkeit. Was soll man nun antworten? „wie spimik, spimik“. „Wie schlafen nicht, wir schlafen.“ Darauf weiß der Kampf keine Antwort (Kosjan-Neustadt S. XII. 232). Alle drei Tötungsarten, die durch Zingerkauen, Glockenläuten und verjüngliche Antwort, sind für unser Denken in gleicher Weise ein Hindernis, die Tötung durch Frage und Antwort ist außerdem ein treffliches Beispiel für Witzzauber. In der pommerschen Volksmedizin ist bis auf den heutigen Tag eine Fernübertragung von Krankheit und Tod durch Glockenton und Wort lebendig. In der obergläubigen Unterschicht Neustadts wurde noch die Grippe von 1918 darauf zurückgeführt, daß ein Geist Karfreitags die Glocken einer katholischen Kirche geläutet habe (Neustadt S. X. 51, vgl. Brandstädter, Danziger Eigenbuch 18 f.). Die Zwergs läuteten ihre Feinde tot (Kantk S. III. 116 f.). Die Gehörshalluzinationen des Fiebernden werden als „Klingen und Läuten“ bezeichnet und mit Vorstellungen aus der Dämonenjagd verknüpft. Ein „Aufgestoßenwerden“ aus weitemweiter Ferne ist für das Volksdenken wohl faßbar. So etwas geschieht mit einem plötzlich abmagern Tier; der neidißte Verwandte hat das kreierte Böhlen „im Darß“ (Schönbof S. XVII. 234). Ebenso wunderbar tritt der Geschädigte dem Zauberer aus der Ferne entgegen: Gibt die Milch keine Butter, so macht der geschädigte Bauer Menschenkot hinein und jagt: „Haßt du Botten on Weß upgesto, so frei es bit op! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ (Wuchtau S. XVII. 238 f.).

Zumeist verzehrt der Zauberer das Herz seines Opfers; es ist die Hauptangriffsstelle für Schadenzauber. Zu dieser Ansicht führte den Menschen die einfache Selbstbeobachtung. Dem Anfallkranken zeigt das Herzklappen bei Angst und Schrecken faßbar, was der Zauber ansetzt. Daher wird dem plötzlich verendeten Pferd oder Rind sogleich das Herz herausgeschnitten und einer Behandlung unterworfen, die einen etwa darin gebachten Zauberer qualvoll töten muß (Nisolsaken-Maj. S. X. 88, Nr. Süttow; Knoep 167). Es wird Stundenlang auf hohem Feuer gebraten (Dolanin-Bu. S. X. 79) oder in den Rauchfang gehängt (S. n. 3. 19, 20; Lorenz; Steu. 12).

Das Pressen des Herzens ist nicht der einzige Weg des Zauberers, sein Opfer zu töten. Nach einer Angabe aus Döbho sitzen die Zauberer selbst, in Stürmer verwandelt, in jenem Menschen, der an „Kalten Leuten“ erkrankt ist (Töppen 25). Diese Erklärung begegnet sonst nirgend. Gewöhnlich wird die Einwirkung auf lebenswichtige Organe folgendermaßen gedacht: Die Hege hat ein mit Stiefeln durchstoßenes Tierorgan, besonders ein Herz auf den Hof ihres Feindes geworfen aber bei sich zu Hause liegen, die Verwundung geht von diesem Herzen über (Töppen 98, Elbing S. 409).

Daneben kommt die sehr vermeidete Entzauung vor, das Heze des krepierten Tieres „gehört“ der Heze (Mistlaifen-Opf. Nr. X. 88, vgl. Nr. XIII. 132; ein Mensch „gehört“ einer Heze). Dies ist ungefähr so gedacht: Die Heze versetzt sich körperlich in das Wesen hinein, so daß dessen Organe ihre sind, und vergiftet mit ihrer Zaubernatur den anderen Menschen. Das hindert aber nicht, daß das Weib daneben zu Hause in alter Weise weiterlebt, nur mag ihr alter Hauptleib bei tödlicher Wirkung ihres Zaubers mitsterben, nachdem er dem des bezauberten Opfers, gleich ob Tier oder Mensch, immer ähnlichster warde (Nr. Schwef. Nr. XIII. 132; vgl. Köppen 145—147).

In Pödel fuhr vor einigen Jahren eine Mahtheze nachts in eine Frau hinein, von deren Reinen anfangend. Drei Tage konnte diese Frau nichts reden, sondern nur schreien (Nr. XIII. 450, vgl. Mannhardt Übergl. 54: Wthma als Heze, die durch den Mund in die Kraft schlägt). Solch Einfahren ist vielleicht auch die Ursache dafür, daß die Witze eines Totgezauberten eine große Gewichtszunahme zu zeigen pflegt (Pödel Nr. XIII. 469 ff.).

Sehr deutlich beschrebt das (Schizophrenie?) Zueinanderfliegen des Zaubers und des Bezauberten folgende Geschichte, die der Verfasser Oktober 1925 fast wörtlich in Pödel (—Gr. Werder) aufzeichnet. Beachtenswert ist an ihr schon, wie Abmagerung und Vermilderung des Haars als zauberische Verwandlung betrachtet werden: „Der Besitzer Wagnang in Wernersdorf hant. Dabei setzte ein Tischler alle Bretter verkeht ein, so daß es durch das Dach und durch die Wände regnete. Die Gendarmen suchten den Tischler. Er war nicht zu finden, auch mit Händen nicht. Er hatte sich nämlich dadurch verzaubert, daß er tagelang nichts aß, so daß er nicht zu erkennen war. Sie singen einen anderen Pautschler. Der sagte immer: Ich bin unschuldig.“ Nachts kam der schuldige Tischler an dessen Bett und drohte: Ich mach dich kalt, wenn du nicht auf dem Gericht sagst, daß du der Schuldige bist.“ Der unschuldige Tischler tat das nicht, da erwiderte ihn der andere. Aber jetzt mußte auch der erste Tischler sterben. Man fand seine Witze, und als die zwei Tischler nebeneinanderlagen, waren sie beide sehr ähnlich und gegen früher so verändert, daß keiner sie erkannte“ (Nr. XIII. 414 f.).

Überhaupt scheint das merkwürdige Verhältnis der Heze zu den Tieren auf einer solchen Unabgeschlossenheit ihres Zugs gegen die Tiere zu beruhen. Schon ein normales Kind darf nicht zusammen mit einer Katze oder einem Hund aufgezogen werden, sonst hat „das eine nicht Art“, d. h. das Kind kommt in eine gewisse Partizipation mit den Tieren (Knoop, S.-Rom. 156). Bei der Heze findet ein ganz unnormales Überfließen von Eigenschaften der Tiere in sie und andererseits ihres Krankheitszustates in die Tiere statt. Die Heze kann nur neben dem Wege, nicht auf ihm gehen. Gerät sie in Tiersturen, so mag sie diesen bis zur Melde oder zum Stall folgen und hegt die Tiere tot (Gottau Nr. 85 No. 133). Die Heze kann nicht haften wie ein Mensch, sie padert wie eine Henne (Nr. Briefen Nr. 232). Unausgesetzt kößt sie auf, das flingt wie Katzenfauchen (Knoop II. 77 n. 79, vgl. Köppl, 166).

Allgemeine Diagnostik der Nervenkrankheiten, S. 159). Der alten Jungfer in P., die die Tochter krank schimpfte, küßt eine kleine Ziege in der Pupille (Kr. Neue Nr. XVII. 294, vgl. Kolberg Band III. 101 Nr. 24). Nichtige Menschen tragen dort ein kleines Menschenbild (pupilla = Vörschen). Dies wird bisweilen der Seele gleichgesetzt. Die Zege mit ihrer Ziegenpapille ist eine Halbziege. Zwischen der Natur von Zege und Ziege besteht eine auffällige Uebereinstimmung, nicht zuletzt im Geschlechtlichen: Die Zege und die weibliche Ziege sind halbe Männer mit Bari (Gatten Nr. 86, 134). Die Zege geht in Dosen gefellebt (Nr. XIII. 283 f.). Zege und Zege bekommen ohne Wochenbett Faktion, „Klopsmilch“ (für die Ziege in Dgg. bekannt<sup>1)</sup>), ferner ohne Begattung Kinder (posthume Kinder! Krank II. 193 ff.), und zwar die verpöbten Zwillinge (Lenke II. 10 f.). Die Ziege zeigt wie die Zege Vorliebe für Gist, sie trinkt Schierling, Kametpfeffer und Wolfsmilch (Jell. Auhers Hausiere 173, 175) und stört durch Essen der giftigen Nachgeburt (Oliva Nr. X. 180) ihre Jungen.

Bei Bedarf verwandelt sich die Zege in eine Ziege (Heußko. Nr. IX. 113). Die halbe Tiernatur der Zege zeigt sich auch darin, daß sie Tag und Nacht im Freien herumstreift, Gist sammelt (Fehsten Nr. XVII. 294). Sie schlüft auch draußen (Sylvin-9st. Nr. XIII. 33), sitzt die Nacht über auf Bäumen (Stangenwalde Nr. XVI. 250) und stirbt unter einem Baum (Niederhölle-Dgg. f. Nr. XVII. 364). Man bedenke, wie der Wölbe nach einem einzigen Merkmal die Art bestimmt, etwa: Der hat friedliche Menschen gemordet; das ist also ein Wolf oder Jaguar. Wer im Freien haust, muß unter die Tiere gezählt werden. In der Stube lebt der Zauberer nicht in der Gesellschaft von Menschen, sondern von unheimlichem Geister umgeben, Eulen, Krähen und Katzen (Gulgwast 181, Nr. Grady. Nr. VI. 129; Dgg. f. Nr. XVI. 247/233). Der Teufels- und Hexenwahn des 16. und 17. Jahrhunderts hat viele Tiere zu dienstbaren Teufeln gestempelt (Lettau u. Lemme 264—266, Gulgwast 181) und läßt diese tiergestaltigen Teufel in die Besessenen einfahren. Ursprünglich sind jene Tiere aber wohl nichts als Teile des Hexen-Ichs, ungezählt fleischgewordene törichte Gedanken und Gelüste. In Gehalt dieser bösen Tiere geht die Zaubersubstanz der Zege in die Ziege. Eine beherrzte Frau benimmt sich beim Anblick der Zege „wie ein Hund oder Pferd, kaum zwei Männer können sie festhalten“ (Treichel, Jäsche. Vattel. II. 66). Hier hat die Zege wohl Hund- oder Pferdgestalt in den Beherzten hineingebracht. Vielleicht ist sogar an die Vergehen dieser unheimlichen Tiere gedacht, das ter macht (vom Wildschwein: Köhrungen Nr. V. 82, vom Hund: Gemlich Nr. VI. 67, vom Pferd: Frank Nr. III. 12).

Was man jenen Hexenkröten (Läppen 77), -krähen (Kadow-Bauenburg, Jahr 583) und -Lähen antut, tut man zugleich der Zege an. Nach höherer Regel läge dann eine richtige Verwandlung der Zege in eine Kröte, eine Kröte aber in einen Felsen (Juden-Ko. Nr.

<sup>1)</sup> Vgl. Treichel, Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. Sitzung vom 28. 5. 1888 u. 17. 11. 1888; Jell. Gebetsgebete der Natur 194 u. Schombach-Wüller, Niederländ. Sagen No. 220.

325) vor. Aber nach Volksmeinung lebt die Hexe augenscheinlich daneben voll leiblich zu Hause, wie der Freimaurer neben seinem Doppelgänger. Dabei bilden Freimaurer und Doppelgänger leiblich eine Einheit; denn der Freimaurer weiß alles, was der Doppelgänger wahrnimmt (allg. Wpr.).

Gleich unfaßbar für unsere Logik ist, daß, wer den Zauber zurücksenden will, eine beliebige Henne, Kröte, Kage mißhandelt und doch den Hexenlater über die schuldige Kröte trifft (S. u. S. 20 f., Eggewest 53). Für den Zaubersenden scheint es, wenn er die Kage treffen will, ganz gleichgültig zu sein, ob er eine bestimmte Kage individuell oder das ganze Kagenschlecht generell treffen will, so wie unsere Sprache beim Singular „die Kage“ die Frage offen läßt.

Und wie es das Verw-Bräuhliche Partizipationsgesetz auslegt, sind solche Kagen für den Zaubersenden „sie selbst und zugleich etwas anderes als sie selbst“. Die schwarze Kage ist nichts ein Teufel (Teufel Sr. I. 108). Dabei bleibt sie eine echte Kage. Ebenso ist die Kreuzotter ein reales Tier und zugleich der Teufel. Sie hat auch Beine, vier Maulwurfsfüße. Gewöhnlich versteckt sie diese. Nur in höchster Not darf sie mit den Beinen fortlaufen. Reallich in Buschden (= Egg. S. Sr. XVI. 270) hielt der Otto Scht. eine gefangene Kreuzotter über Feuer; da sahen alle Umstehenden, wie der Teufel die vier Füße nachholte. Eine Unternehmung von Individualchem und Generellem spielt im Zauber keine Rolle.

Selbst mit einem Gegenstand, z. B. einem Besen, kann der Zauberer eins werden, ohne darum außerhalb des Gegenstandes zu verschwinden. Das spielt bei der Besenberung von Pferd und Wagen eine große Rolle. Beispielsweise kann sich der Zauberer in einen Wagen hineinwünschen, Kopf zu Deichselspitze, Schienenbein zu Radspitze ufm. und so den Wagen willkürlich anhalten. Schlägt jemand auf die Deichselspitze oder die Radspitze, so verletzt er zur selben Stunde die entsprechenden Glieder des Zauberers, der in einem fernem Dorf körperlich weilt (Spitzgewalt 20 f., Guttan-Lh. Sr. 136, Piesel-B. Sr. XVII. 20 f., Krauß Sr. VI. 103, Emstij-Wh. Sr. XII. 244). Höhere Logik macht daraus eine Verwandlung der Hexe in einen Wagen (Kallshew-Ludg., Jahr Nr. 455).

Nur dieses Einswerden des Zauberers mit einem fernen Tier oder Gerät ermöglicht den immer wiederkehrenden Glauben, daß hinter jedem Unfall eine Zauberei steht. Noch in den heutigen Zaubergeschichten begegnet diese Volksmeinung. Ein Parter von Ofelen (Kr. Lauenburg, Hülserding in Ksch. Volkst. II. 6) zeitigt zu Pferde eine Hexe aus dem Dorf. Auf dem Rückweg wirft ihn das Pferd ab; er bleibt im Steigbügel hängen und wird zu Tode gequält. Natürlich ist der Unfall die Kage jener Hexe.

Eine hochtragende Kuh wird von einem anderen Tier der Herde gestochen und will „vermerjen“. Sogleich werden ihr richtige Gegenapotropaia, Abgeschabtes vom Brustgriecher und vom Laler eingegeben (Hoffst., Töppen 99). Uns käme nie der Einfall, daß in der höchsten Kuh eine Hexe wirkt. Und noch undankbarer ist es für uns, daß sich

die Folgen des Unfalls durch Rückgängigmachen des Zaubers aufhalten oder unterbrechen lassen.

Eine Besisterin an der Grenze bei Sütow wird von einer ausstehenden Kuh vor die Brust getreten, daß sie in kurzem stirbt. Diese Kuh wird nur vom Willen des fernem Zaubers in der Stadt gelenkt. Der Mann der Besisterin hat gerade Dausig aufgesucht, weil die Kuh tobt. Der Schwarzflüßler läßt den Landwirt in den Zauberspiegel sehen. Dieser zeigt als schuldige Hege des Besizers eigene Frau und fragt: „Wollen wir ihr einen Deutzettel geben?“ Und er tippt mit dem Finger auf die Brust der Frau im Spiegelbild. Zur selben Minute schlägt die tobende Kuh ihre Heizerin tot (Hr. XIII 220 f.).

Ähnliche Sagen sind häufig (Lüppen 30, Lorenz Slav. 12 f., Lorenz Pom. 119, Rasmalt 239, Graf VI. 7, 203) und zugleich gute Beispiele für die Partizipation zwischen einer lebenden Person und ihrem Bild. Im Bilde steht etwas vom Leben des Abgebildeten, darum bewegt es sich nach Volksglaube, und was am Bilde geschieht, wirkt auf das Bestehen des Modells. Die wie lebend wandernden, fliegenden und schwimmenden Wartenbilder von Schwarzau (—Pu. Lorenz Pom. 109, Hr. XI. 237, Hr. XII. 60, Stanzige Heimatlagen 19 f.), Lent (Kr. Lübau, Behrend III. 84 ff.), Plottono (Lübau, Behrend III. 80 f.), Jaroschdorf (Kr. Lettau u. Temme 243), Stenowo (—Ra. Behrend V. 18 f., Lorenz Pom. 413, Kasch. Volkst. I. 70), Judau (—Ra. Hr. XII. 109), Strelau (Kr. Bromberg, Knoap II. 273) und Ramin (Kr. Plotton, Freydrachwitz 39) seien nur kurz erwähnt.

Eine Kapelle des Kaufhäubler Katoarienberges enthält eine glühende Darstellung, wie Christus von den Kriegsknechten abgeführt wird. Dem einen Kriegsknecht hat die glühende Menge die Fehde verümmelt. Die Kirche hat es aufgegeben, den Schaden auszubessern. Die erregten Gläubigen schritten in ihrer Entrüstung immer wieder den Kriegsknecht und zermalmen ihm die Fehde (mitgeteilt von Herrn Studienrat Wjstke-Joppot). Dem natuen Gläubigen stellt sich die Volksgeschichte des Landes nicht als Ereignis der Vergangenheit dar, sondern in erster Linie als zeitloses Spiel, das sich bis in unsere Gegenwart immer wieder vollzieht. Jeden Ostermontag begeht Christus von neuem real eine Auferstehung (Randeckow Hr. 377). Alle Jahr ereignet sich die Legende von Maria und dem Star bei Neustadt (Treichel in Jähr. Hist. Urwd. 31, S. 64). Wenn der Gläubige den Kriegsknecht mißhandelt, tut er es, um seinem Herrn Christus zu helfen. Daß der Knecht schon 2000 Jahre tot ist, kommt für den geistig Armen bei seiner völligen Geschichtslosigkeit nicht in Frage, und läme es ihm zum Bewußtsein, so könnte er doch den Kriegsknecht mißhandeln, da dem erregten Primitiven die Grenzen zwischen tot und lebend verschwimmen und er auch Tote prügelt. Auf jeden Fall sind dem Volk Bild und Modell identisch.

Im einen Bischofswerderer Kirchhof war eine Mauer, die zeigte Menschenfiguren aus Stein. Ein Handwerker bekam den Auftrag, die Mauer einzureißen. Ahnungslos begann er die Gestalten zu zerstören. Nach ein paar Stunden fand man seine Leiche mit abgerissenen

Gliedmaßen neben der Mauer liegen (Fr. XI. 2). Hagenstetlich liegt eine Reihe der Großfiguren vor nach dem Grundriss: Aug um Aug, Zahn um Zahn.

Im verfallenen Schloß bei Neustadt soll ein Bild sein, das mich mittelmäßig lebendig und wandert von einer Ecke zur andern (Fr. XI. 255). Selbst der Großstädter anderer Weichsellandes betrachtet alle Plastik als versteinerte Menschen, z. B. die Faule Grethe in Odra (Fr. I. 25) und den Scharfrichter vor dem Danziger Zeughaus.

In einer Kiesgrube nördlich Kehlhof (Kr. Stuhm) fanden die Arbeiter einen „versteinerten Hund“. Keiner wagte sich nachts an der Stelle vorbei, und als einmal jemand ungewollt vorbeiging, ließ ihm ein unheimlicher Hund nach (Kehlhof Fr. XVII. 304).

Noch härter als die unbewegliche Statue partizipiert am Leben des Abgebildeten die Maste. Weist ihr lebender Träger ihr doch von unsehens ein Leben! Und in der unbewußten Gefühlspartizipation, daß Eigenschaften übertragbar sind, sieht sich der naive Träger einer Pflanze oder Leuchtmaste in einem Grade zum Teufel bzw. Pferd gemacht, wie es der Gebildete schwer nachempfinden kann.

Im Kreise Karthaus pupten sich früher junge Leute Fastnacht als Pferd aus und zogen von Haus zu Haus. So hatten sie es acht Jahre gehalten. Das ganze Jahr über hing denn der Pferdelopf still am Deckbalken. Als das neunte Mal Fastnacht nahte, begann der Pferdelopf zu weihern. Wie mehr sind die jungen Leute massiert gegangen (Krißian-Ra. Fr. XII. 215). Ähnlich erzählen viele Sagen, wie Leute verleidet als Loh, Teufel oder Neujahreschimml umgingen. Ihnen erschien der wahre Dämon und zerriß sie (Lettau u. Lemme 169, Lemke II. 26 u. 27, Knapp S.-Vom. 61 f., Fr. III. 120, König Fr. III. 121, Behnen Fr. XVII. 317 f.). Wenn Kinder Kriz und Kranter oder Begräbnis spielen, darf ein Erwachsener nie zusehen. Sonst erkrankt er auf den Tod (Praust-Dgg. S. Fr. III. 69).

Wer bei Gewittersturm mit dem Wagen um eine Ecke rast (Brah-Ra. Fr. IX. 106, Fassdorf-Wrmd. Fr. VII. 38), ja überhaupt schnell reitet oder läuft, lockt den Blitz herbei (Kehlhof-Ra. Fr. VIII. 108). Wer des Geräusch des Windes (Neujahreswasser-Dgg. Fr. VIII. 116, Duhig Fr. VIII. 106) oder Regens (Praust u. Odra-Dgg. Fr. VIII. 116, Jasterburg u. Wrmd. Fr. III. 161) nachhört, zwingt den Wind bzw. Regen herbei. In den Augen des Primitiven haben wir es weniger mit einem Loden zu tun als mit einem Erschaffen des Dämons und einem Herstellen des Wetters durch Schaffung seiner ansehnlichen Elemente.

Die Wachstam und Gesundheit fördernde Kraft der Mastentänze wird in dem nunmehr folgenden kurzen Grundriß einer vollständigen Anatomie, Physiologie, Diagnostik und Therapie zur Sprache kommen.



## VII.

### Kurze Anatomie, Physiologie und Therapie der Volksmedizin.

Die vorangegangenen Darlegungen über die Bedeutung der Affekte, über die Begriffs- und Ideenbildung im Volkstum haben hauptsächlich an volksmedizinischem Material, die Unterschiede zwischen primitiver und modern-wissenschaftlicher Kataraxfassung aufgezeigt; aber deshalb erübrigt sich noch nicht eine kurze zusammenhängende Anatomie, Pathologie, Diagnostik und Therapie der Volksheilkunde. Eine Volks-Anatomie u. S. bringt nicht nur neue Gesichtspunkte, sondern viel bisher nicht erwähnendes Material.

Schon die Wirkung der Beize auf ihre Opfer zeigt eine andere Abgrenzung von Leib und Ich voraus, als der Kulturmensch sie kennt, und bei Ermahnung der Thänatomate sahen wir, wie der Bestochene den ausgezogenen Kopf des Tieres verblüute, und der Dieb legte sich wie zerklüftet hin und her. Das ist ein gutes Einzelbeispiel für die volkspsychologische Grundregel: Was man den abgetrennten Organen und Fingerringeln, den Ausscheidungen, den Fußspur und der abgelagerten Kleidung antut, wirkt auf deren einstigen Inhaber zurück. Wenn wir auch nicht sagen können, diese Dinge werden in die Person einbezogen, so bleiben sie doch mit ihr in „mythischer Partizipation“.

Ausgelämmte Haare darf man nicht achtlos fortwerfen. Tragen die Vögel sie zum Nestbau fort, so gibt das Haarschwund (Bachstau-*Tag. S. Nr. XVII. 244*), Kopfschmerz (Mantel-*St. Nr. XV. 141*), oder allgemeine Krankheit (*Tag. Nr. VIII. 167*) und Tod (Mallentin-*Tag. S. VII. 146*). Das Leiden würde aufhören, bekäme man die Haare zurück. Aber wer kann alle Vogelnester durchsuchen? (*St. XVII. 244*.)

Wer seine Fingerringel fortwirft, hat keine Kuh im Grabe, bis er sie wieder zusammengesucht hat (Lente III. 50, Fehsten-*St. Nr. XVII. 230*). Wer ins Feuer spuckt, bekommt auf der Zunge oder am Munde Blasen. Die Verbrennung des Speichels im Feuer wirkt genau so, als geschähe sie im Munde (Zisterberg I. 111). Verunreinigten kleine Kinder einen fremden Garten durch „großes Geschick“, so schüttet bisweilen der Besitzer des Gartens heiße Asche auf die Ausscheidungen. Dann bekommen die Kinder am Hintern Brandblasen (Hohenstein *Opr., Tüppen 40*).

Die Inzere stehen also noch mit dem Ort ihrer Herkunft in mythischer Verbindung. Trifft der Hund die Nachgeburt der Stute, so bekommt er bald das Fohlen (Gatten-*Th. 1, 11*). „Den Leichnam darf

niemand mit Tränen oder Schweiß benetzen; denn die in der Erde war sich gehende Verwesung teilt sich auch den Tränen mit, und dies hat den Tod desjenigen, der sie vergossen, zur Folge" (Gilgenburg, Töppen 112).

Küchert man Erde aus der Fußspur eines Diebes, so muß dieser sterben (Karlshaus Fr. IX. 97). Was man der Tierspur antut, widerfährt dem ganzen Tier (Fr. 85 No. 132). Und gibt man ein abgerissenes Fetzen von der Kleidung des Diebes, ja nur den Rest eines von ihm teilweise entwendeten Gegenstandes einem Toten ins Grab mit, so muß der Dieb ins Grab nach (Schwarzwasser-Siegersdorf Fr. XI. 183, Schönbach Fr. XVII. 235 f., Knapp S.-Rom. 169). Gerade dies Beispiel zeigt, daß man eigentlich von einer falschen Abgrenzung der Personen nicht sprechen sollte. Zur Erklärung braucht man nur die affektiven Begleitumstände in den Vorbergrund zu schieben: Den Dieb maniert unklare Angst, an Spur und Kleiderreste erkannt zu werden, und er fragt oft nach ihnen. Der Bestohlene anderseits wütet, bloß um seinem Ärger Luft zu machen, gegen jene Kleiderreste und den wertlosen Rest des gestohlenen Guts. Zwischen beiden Vorgängen wird ein Kausalzusammenhang konstruiert.

So, von der Gefühlsette, läßt sich auch unklar folgender Glaube erklären: Fällt ein richtiges Pferd, so wird sein Besitzer noch in demselben Jahre sterben (Mühlhans-Bl.). Der Herr göhnt sich um das gute Tier und süßt sich drauf. So scheint zwischen seinem und des Pferdes Leben ein geheimer Zusammenhang zu bestehen. Von einer fehlenden Abgrenzung zwischen Pferd und Besitzer spricht man lieber nicht.

Wie zwischen dem lebenden Menschen und seinem Bild eine „mythische Partizipation" bestand (79 ff.), so besteht sie auch mit seinem Spiegelbild, seinem Schatten, selbst dem Namen. Nicht bloß von ihrem Liebhaber verlassene Dienstmädchen durchstoßen dessen Bild mit Stacheln, sondern so töten nach Volksglauben auch die Freimaurer ein ungetreues Logenmitglied (Guttau Fr. 801, Kutsch. Volksl. II. 42).

Wer neu ins Haus kommt, gleich ob eine junge Frau, ein Hund oder eine Kape, muß sich im Spiegel oder Brunnen spiegeln, so macht man den Neuling heimlich (Hess. Bl. III. 120, Kt. Fr. VIII. 182, Nf. Fr. X. 65). Es bleibt eben ein Teil seines Ichs im Spiegel und somit im Hause haften. Fortan erreicht der Ausreißer sein Ich. Es liegt hier im Grunde genommen nur eine großmütliche Erklärung des Heimwehs vor.

Obige Auslegung, daß beim Spiegeln ein Teil des Einzelstehenden „hintern Spiegel" bleibe, erscheint manchem als gewagte Vermutung. Aber eine derartige Erklärung gibt das Volk allen Erastes noch heutzutage! Bei Todesfall muß man den Spiegel verhängen, sonst geht die Seele nicht durchs Fenster, sondern setzt sich hinter den Spiegel. Wer dann in den Spiegel sieht, kann sie dort jedesmal bemerken (Bl.-Montau-Bl. Fr. XV. 156).

Wenn der Bestohlene einen Keß des gestohlenen Guts in einen Sarg legt, so muß er sich sehr in acht nehmen, daß er nicht auf den eigenen Schatten tritt. Denn geschähe dies, so hat er den Tod innerhalb eines Jahres zu gewärtigen (Hohenstein Opt., Köppen 59). Man kann den Schatten verlieren, z. B. beim Umgang mit einem Schwarzkünstler, der mit Spiegeln hantiert. So ging es einer Pfarrersfrau; dafür mußte sie sich jahrelang in einem unterirdischen Raum aufhalten (Zemke III. 143f.).

Wie Spiegelbild und Schatten, ist auch der Name ein konkreter Teil des Menschen. Ein Unglück, das den Namen trifft, hat den Tod seines Trägers zur Folge: Ein Herrenhaus hat einen Spiegelsaal. Trotz vieler Warnungen betritt ein Offizier ihn mitternachts und ruft seinen Namen. Da rät ein vielfaches Echo zurück, zahllose Köpfe schauen von den Wänden auf den Offizier, und er fällt tot um (Mühlb.-Dl. Nr. V. 32). Unsere weißrussische Kulturarmen, die nach ihrer Ausdrucksweise „durch“ den Spiegel sehen wie der Affe, trauen alle erstens dem Spiegel zu, auch den Namen zu verdoppeln, und alle Verdoppelung bedeutet ein Verbetruhen von Geißern, Teufeln und Tod, drei Begriffe, die sich für das Volk größtentheils decken. Zweitens ist der Name so sehr mit der ganzen Person identisch, daß seine Nennung den ganzen Menschen reproduziert. Ein Habhaftwerden des Namens genügt für den Zauberer, um den Träger krank zu machen (Großherd.-Fu. Nr. XII. 345). Eisher hegt er den Namen krank, etwa wie das Herz. Daher tragen Hund und Kuh Namen von Gegenständen, die sich nicht behezen lassen, dann bleiben die Tiere gesund. Hunde heißen Wasser und Hege (Krud., Rathhaus, Zonenburg), Pferde Sellerie (Treibsel in Mitpr. Kon. XXXI. 258) und Rufe „dise Theersch“ (= Hege, Zemke III. 55), „Kutta“, d. i. Kante (Kr. Kasenburg), Biehl, d. i. Frühlingsblume (Kosowa-Schweyk, Treibsel in Mitpr. Krud. 21, S. 37) und Smols (= Leer, Yegnowski 147). Der Name, den man einer Raçe gibt, bestimmt deren Wesen. Wird sie Müßig gemacht, so wird sie fleißig machen (Zemke I. 88/89).

Dank diesen Partizipationen von Zukunz, Bild, Name usw. ist alle schließlich der Ursprung der volksmedizinischen Person doch ein anderer, ist weicher, bunter und verwickelter als in der akademischen Medizin, wenigstens soweit es die Krankheitsästhetik angeht. Desto einflussreicher ist das Bild, das sich das Volk vom wahren Leibe macht. Die winzigen Brocken echten anatomischen Wissens, etwa beim Schäfer, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß unsere Tiefensicht im allgemeinen von der Lage und den Funktionen der Organe keine Ahnung hat.

Die Nahrung kommt in eine undifferenzierte Leibeshöhle, die bis in die Leine reicht. Wer beim Essen sieht, dem reichen Essen und Trinken, oder wie andere sagen, die Kraft (Krud. u. Hammerstein Nr. 509) in die Weine, Kraft natürlich so angesetzt, wie man vom „Dicken“ auf dem Tellerboden als der „Kraft“ der Suppe redet. Die Hauptrolle bei der Verdauung spielt das Herz, Magenkrampf und überladener Magen heißt im Oberland „Herzspann“. Wer verdauenen

Wagen hat, ist „krank in der Herzgrub“ (Lemke I. 52). Ebenso hat der übergeessene Kalkube „was auf dem Herzen“ (= ma eod na serou, Bogowski 138).

Wagen, Zunge, Leber und Galle spielen fast nur eine Rolle als Sitz der Affekte und werden unter der Bezeichnung Wang zusammen-  
geworfen. „Er ärgert sich die Wang voll“ heißt es. Oder „er laßt sich, daß ihm die Wang plagt“. Was ist Wang? Einer sagt: die Zunge, ein anderer: die Leber, ein dritter: der Magen (Fr. Wk. II. 136). Im Palaischen und Titschschischen bezeichnet es die Zunge, im Deutschen ist es wohl nur ein Schwaumort. Aber es geht nicht an, das Schwanfen der Bedeutung auf den Fremdwortcharakter oder auf überzogene Anwendung der Phrasen zu schieben. Erstgemeinte Geschichten erzählen, daß einem vor Feld der Magen (Gruf I. 212) oder die Galle (Lemke-Wk. Fr. XII. 297) geplagt ist, betätigen also, daß Zunge, Galle und Magen nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Vorstellung zusammengeworfen werden. Schwere Leiden werden mit Verliebe an der Leber lokalisiert. Eine Frau, die an hochgradiger Zungentuberkulose leidet, erhält von ihrem majestätischen Heilkundigen die Auskunft, neun Paar „Kaltte Seude“ nagen an ihrer Leber (Preuß. Prov. Bl. 1829 Bd. 2, S. 407). Der tschubische Heilkünstler diagnostiziert gern „kahlende Leber“ und läßt dagegen 20 Ole hinterm Ohr reiben usw. (Kulzowski 201). Solch Leiden schießt, wie wir sehen, keine Heilung aus. Lebensnotwendige Organe etwa wie Herz und Gehirn kennt das Volk kaum. Ahnunglos berichtet eine Sage, wie ein zweifingerhoher Mann nachts den schlafenden Menschen den Kopf abschneidet, das Herz herauszieht und den Kopf wieder aufsetzt. Am nächsten Morgen fühlen die so Behandelten sich krank, aber sie leben noch (Nikolajew-Stahn Fr. XIV. 24). Ohne Limung kann ein Schmied auf dem Grunde eines Mühlenteichs jahrzehntelang leben und arbeiten (Jahn Nr. 103).

Kopfabhacken gilt im allgemeinen als eine tödliche Behandlung; als aber ein Bauer der Hege Fluka in Nizlin den Kopf abschlug, er-  
lösten sie am nächsten Morgen vergnügt wieder mit Kopf (Fr. XIII. 55). Ebenso wäscht dieser den Dampfen und schlafenden Hühnern wieder an (Bogowski 68; Fr. III. 300 Pödel-W.), ähnlich wie sich zerhackte Schlangen und Stöckchen wieder zusammelimen (Wk. Fr. IV. 115).

Solch ein Zusammenfinden von Kopf und Gliedern oder von zwei  
Hälften des Schlangenteibes ist nur denkbar, wenn das Volk überfiht, daß die Venkung des Leibes vom Gehirn ausgeht, und wenn man sich jedes Körperteil als gleich bewußt beweglich vorstellt. Das Volk findet nichts Auffälliges dabei, daß ein Toter ohne Kopf seinen Weg geht und singt, wie St. Adelbert (Tetton u. Temme, S. 38 f.). Der Verlust eines Gliedes durch Unfall Brand oder Fieberkrankheit wird wie das Auseinanderfallen einer Holzspitze angesehen, höchstens wird eine moralische Begründung zugefügt des Inhaltes: Das abfallende Glied ist unartig gewesen:

Gott sucht in Bettlergestalt einen Gasthof bei Jahn auf. Die betrunkene Langgeschicht gibt ihm keinen Almosen. Darauf müssen

die Sünder ohne Unterlaß tanzen, bis ihnen die Seime abfallen und sie tot daliegen (Knosp II. 72). Die Seime sind beim Tünger der sündigende Teil, sie fallen dem Sünder ab wie dem hölzernen Kesselte seine Glieder.

Einem hartenzigen und gesträbligen Pfarrer, der den Tod eines Konfirmanten verschuldet hatte, heißt ein großer Warm den Sauch auf, daß die bösen Eingeweide herausfallen (Voranz S. 16 f.). Im Jenseits fallen den Toten diejenigen Körperteile ab, mit denen sie auf Erden Schlechtes getan haben, dem Mörder und Leibhäger der Arm; der Sünder verliert Mund und Hals, damit natürlich den Kopf (Krausadt fr. XV. 102).

Krankheiten werden gerade bei fortgeschrittener Reantale der Organe als eine Zeit Beschonung angesehen und müssen abgesehenent und abgekräft werden. „Sand reinigt den Magen“; deshalb ist man bei verstorbenem Magen Schenkerland (Kraus.) oder sogar klein ge-  
klopftes Glas (Hammerstein fr. 606).

Je roger die Vorstellung der Krankheit als einer Strafe ist, desto blinder ist das Auge gegen physikalische Unmöglichkeit. Man glaubte, wenn der Elaster kollabierend Feuer lecht, so ist das der Anfang davon, daß ihm bald kleine Spiritusflammen aus dem Halse klopfen. Die Wieseranger Großbauern berichten ernsthaft Beispiele für solch Feuerzungen von innen (Kraus. fr. 825), und 1823 ließ sich sogar ein Danziger Bankbeamter mit Oberrealschul-Einjährigem durch diese Ammenmärchen berartig einschüchtern, daß er selbst wurde. Diese Spiritusflammen lassen sich nicht mit Wasser löschen, da hilft nur Milch, aber da man diese selten sofort zur Hand hat, Wein (Wiederhaus. fr. 325; Stutthof Dg. Krog. fr. VIII. 58; Dittusen fr. 722). Manche behaupten sogar ernsthaft, es muß gerade ein alles Weib dem Säuser in den Hals hineinshipfen (fr. VII. 129, Rujanien). Die physikolo-  
gischen Kenntnisse des kleinen Mannes sind also noch kühnlicher als seine anatomischen.

Die Selbstphysiologie kennt statt des einen Herzens eine Mehrzahl von „Krausstellen“ — ein Hinterammerischer Spruch (spricht von mehreren Herzen (Knosp S. Pom. 169) —, von deren Verlegung ist aber nicht der Tod zu befürchten.

Für Seelenzüge darf man diese Lebenszentren nicht erklären; nichts rechtfertigt einen solchen Ausdruck; nach Selbstmeinung kann der Mensch auch ohne Seele leben (Bartisch-Dg. S. fr. XI. 5; Sege ohne Seele: Stradenjan II. 179). Diese Krausstellen zeigen sich in themo-  
zentischen Maßnahmen. Dem an Krausstadii Erkrankten werden Ohren, Naslöcher, Mäseln, Kniekehlen und Weidchen gebadet (Fohens-  
stein Opt., Tappan 25). Dem Sumpir werden Weidenkreuzchen unter Mäselhöhle, Rinn, auf Brustbein und Kreuzbein gelegt (Kraus fr. XIII. 117, Pusdromo fr. XIII. 133 u. 138). Wie kommt man zur Besorgung dieser Stellen? Der Krausstadii Kranke hat Blutungen aus Ohren und Nase. Werden diese beiden Organe daraufhin ausge-  
sondert, so bleiben nur auffällig warme, nitzige und ebendrein be-  
haarte Stellen übrig. Am kleinen Schwanzchen auf dem Kreuzbein

erkennt man den Werwolf (Töppen 31 j., Neulch, Samland 100 u. 101). In der Wölchhöhle stoßen Menschenhaut und Wolfspelz zusammen (N. Klawe, Lebenszym S. 130). Die Behaarung muß betastet werden; denn wenn irgendwo die Lebenskraft des Menschen wohnt, dann in Haaren und Nägeln. Sie allein am ausgezehrtsten Menschen zeigen Haarkraut. Sie erhalten sich bei der Leiche nächst den Knochen am längsten, sie wachsen noch nach dem Tode fort (Wund. Fr. 307, Eibing Fr. 303, Pöchel Fr. XV. 142 und XIII. 413). Wegen dieser Lebenskraft und der Bedeutung der Haare bei Gauslerkrankheiten sind sie der widerkräftigste Teil des Leibes; Die Hege wirtst sie ihren Feinden nach oder freut sie vor deren Türe (Lettan u. Lemme 265). Haare und Fingernägel findet man im belegten Gebäud (Schallendorf-Nobg. Fr. II. 81, Knoop S.-Pom. 23 f.) und in belegten Bauwerken (Knoop S.-Pom. 23 f., Negelein 16). Dem Krainindivertanten gehen außer Wärmern und Wangen auch Haare ab (Hoffst. Töppen 21).

Zunächst kommt als Lebensfäß der große Zeh und der linke Mittelfinger, der sog. „Herzfinger“ in Betracht. Den Menschen, den der Teufel oder sonst ein Unhold halt, braucht man nur am Herzfinger zu fassen, dann muß der Dämon erfolglos abziehen (Treichel, Zisch. Volksk. II. 17—19; Lorenz Pom. 215, 217, 413 ff.). Eine Verletzung der großen Zehe bewirkt Scheintod (Al-Montan-Bl. Fr. XV. 152). Gefährlichen Taten werden die beiden großen Zehen zusammengeknechten (Montan-Bl. Fr. XVII. 98 ff.). Nämlich es hierbei auf eine Verhinderung des Sehens an, so schnürte man vorteilhafter die Knöchel zusammen. Nein, auch von der Stütze wird uns bezugt, daß das Wana des Häuptlings im großen Zeh sitzt (Schmann, Aberglauben und Zauberer 17, 32).

Eine Angabe aus Hessen lautet dahin, daß unheimliche Kräfte des Toten im großen Zeh haften (Elienen, Deutscher Volksglaube und Volksbrauch, S. 29). Und Pyrrhus' große Zehe war wunderkräftig und ließ sich nach dem Tode nicht trennen (Plin. VII. 20). Besonders wachst sich Leben und Seele im großen Zeh, allgemeiner im Fuß. Ein totes Kind, das nachts zur Mutter kommt, weist diese am großen Zeh (Krain-Tu. Fr. V. 54 f.; Fußtramp!). Alle Wärdten beginnen bei den Füßen, sich des Schlafenden zu bemächtigen. Wer einen im Schlaf Werdenden beim großen Zeh faßt, erfährt von ihm alle Geheimnisse (Knoop, S.-Pom. 183; Schwedin-Fu., Lorenz-Pom. 179 f.). Und der Teufel schlüpfert sein Opfer ein, indem er diesem ein Dickelicht unter Fußhohle und Nase hält (Senske I. 114).

Das Volk versteht nicht nur die Bedeutung der Organe, seine Anatomie zählt allerhand Fremdkörper, unter anderm Parasiten als wichtige Organe. Zunächst zwei Beispiele aus der Tierarzneikunde des Volkes: Ein Besitzersohn aus der Wenseler Gegend erklärte dem Verfasser, jede Kuh hat einen sog. „Wiederläufer“. Das ist ein großer „Knubbel“, kommt er der Kuh aus dem Maul, so muß sie sterben. Man stellt aber schnell einen ähnlichen „Knubbel“ aus Heu her, schnürt ihn mit Butter ein und schlägt ihn der Kuh mit  $\frac{1}{2}$  Eiter Spiritus in den Hals (Dittmann Fr. 731). In der Rauenburger Gegend hat jede

Ganz am Ende des Darms einen Bandwurm; der ist, pulverisiert, das beste Mittel gegen die Krätze (Pantehon-Laudy, Fr. 318). Ähnlich, d. h. zugleich als Tier, Organ und Krankheitserreger mögen die Nieren in dem hinterpommerischen Jauberspruch gedacht sein:

Die Gicht und die Nieren,  
die in meinem Fleisch regieren . . . . .

(Knapp S.-Pom. 162).

Als Organ und Parasit zugleich stellt sich die Humanmedizin des Volkes die *Natica*, deutsch Katzfisch oder Kooß, vor: als einen Frosch (Wideram-S. Fr. 319, Lublanen-St. Fr. X. 16, Schoten-W. Fr. XVI. 109), in der Berentier Gegend als Frosch mit 31 Beinen, oder als graues, maus-, löser- oder wurmähnliches Tier. Dieser Parasit gehört aber seit Geburt zeitlebens einem jeden zu und gilt wie der „Wiederkläner“ vielerorts als lebenswichtiges Organ. Der Mensch, den die Kooß durch den Hals verläßt, stirbt (Töppen 27, Semle I. 52 f.).

Durch Störungen von außen, Erfüllung und widerige Speisen (Töppen 27) beginnt die *Natica* im Leib herumzuwandern und zu jappeln. Größliche Schmerzen und Blutungen sind die Folge. Magenkrampf, Herzbelemmung, Gallensteine, Blähungen, Hinthusten, Asthma (Pöckel-W. Fr. X. 43 f.), Fehlgeburten und allerhand hysterische Beschwerden werden durch Wanderungen jenes Organs erklärt. Bis in den Kopf kann jenes Tier steigen und verursacht Migräne und Benommenheit (Semle I. 52, Töppen 27, Pöckel-W. Fr. X. 113).

Kan ist die Grundbedeutung des polnischen *Natica* „Mütterchen“, „Gebärmutter“. In einem ostpreussischen Jauberspruch wird sie folgendermaßen angeredet: „Frau Mutter, ich packe dich, ich drücke dich; geh du nur zur Ruhe in deine Kammer, wo dich der liebe Gott erschaffen hat“ (Töppen 31). Damit verbinde man die Beschreibung der abgegangenen *Natica*: Sie sieht aus wie ein Wurm mit viel Füßen oder eine Quaste (Hofft., Töppen 27), was wohl zu Fehlgeburten im dritten Monat paßt. In Bayern haben Frauen wie Männer eine *Wärntter*; verläßt sie beim Manne ihren geschlechtlichen Platz, so verursacht sie Kollik und Ruhr (Andree, Votivgaben des kath. Volkes in Süd-Deutschland, S. 137), das männliche Gegenstück zur Blutung der Fehlgeburt. Abriens hat die bayerische *Wärntter* ebenso wie schon die altgriechische, die Gestalt einer Kröte (Wilke, Kulturbez. zwischen Indien und Europa 148), die niederländische hat die einer großen Maus (Andree 129—131).

Der *Natica*-frosch wird in der Regel „von den Eltern vererbt wie ein Bandwurm“ (Gillenberg, Töppen 27).

Demgegenüber kennt das Volk auch echte Parasiten wie der Naturwissenschaftler, aber über deren Arten und Leben konnten sich Wissenschaffler und Volk nicht einigen. Schlangen und „Laubstiche“ geraten dem Menschen vorübergehend durch Trinkwasser in den Magen (Pöckel-W. Fr. X. 43, Zuffa-W. Fr. XVI. 106; Kl. Deuenerse, Lorenz Pom. 81) und verursachen Schwellen und größliche Schmerzen. Der Kranke muß mehrere Tage hungern, dann werden lockere Stühlen

wor ihn gestellt, deren Geruch lockt den Frosch durch den Mund heraus (Fr. X. 43).

Die Trommelfucht der Kuh heißt in der Weichselniederung wie im Oberland die *Fogg* (Vabelopp-*W.* Fr. XVII. 296), im Maharen *saba* = Frosch (Hohst., Köppen 69). Und der Oberländer heißt die Fogg nach dem Grundjah der Homöopathie, indem er der Kuh einen lebenden Frosch in den Schlund stößt, (Kunze I. 83). In der Kagai-Niederung werden, wie erwähnt, im Sonnenlicht veräschmahlte und zerleinerte Frösche den Kindern gegen allerhand Krankheiten ins Fressen gemengt (Fr. 336), das hilft gegen allerhand Krankheiten. Hier berühren sich Element-Magie und Parasitenlehre. Das Eintrocknen des Frosches legt nahe, daß man ihn weniger als Parasit, sondern mehr als Repräsentant schädlicher Feindseligkeit faßt. Man hat richtig beobachtet, daß die Trommelfucht nach Fressen von nassem Futter auftritt und verbindet Käse, unersuchbare Sumpfstelle und Frosch zu einem Gesamtbegriff Frosch (vgl. „Kasperische“, Fr. 88. II. 224).

Wenn andern Orts der Natur der *saba*-kranken Kuh durch ein Tückchen Ins Rüdgrat heißt (Hohst., Köppen 69), so denkt er sich die Frosche wohl im Rüdgrat lebend. Auch die Säuße haben „nach weit verbreitetem polnischen Volksglauben“ im Kreuz des Menschen ihren dauernden Wohnsitz (Knoap, *Sg. Pol. Nr.* 338). Und der Bismurm, der durch Hitze entsteht, kriecht sich am „Rüdgrang“ der Kinder entlang hoch (Widerau-*W.* Fr. 322).

Wozel verleiht das Volk auf Wärmer und ähnliche, oft hinculgeherte Parasiten zurückführt, wurde schon anderwärts erwähnt (S. 54 ff.). Mangelnde Unterscheidung der Warmarten ermöglicht ihm die schärfsten Fehlschlüsse. Unbedenklich zieht es die „Madenwürmer“ im Darm auf Essen warmhaltiger Rohkrüben (Wozel, Fr. V. 96) oder auf Genuß von zeruel Brot zurück (Zedwahn-*Abg.* Fr. VIII. 163), wohl weil sich im Wehl leicht Würmer „sitzen“. Aber auch kalt Wasser trinken gibt Würmer (*Nr.* Osterode Fr. XVI. 108) und Läuse im Sauch (Fr.-Stargard Fr. XVI. 108), ein Fehlschluß aus dem trübenden Gesicht im Regen.

Bei der ganzen vollständigen Parakritiklehre muß immer wieder scharf betont werden: noch heute sehen manche Leute wie einst Luther in diesem Angezieser Dämonen, vom Zauberer gekannt oder verkappte Zauberer selbst. Und seine Volksheilkunde darf die Dämonen als Krankheitsveranlasser übergehen, auch nicht in unserm „Zeltalter der Elektrizität“. Die Dämonen wirken heute zwar verschwiegen, aber desto eifriger: Da kriecht der Teufel langsam einen Heilkundigen auf. Andere drücken es so aus: Der Heilkundige verkauft bei lebendigem Leibe (Gerbschan-*Pl.* Fr. III. 138). Ein dem Teufel unwillkürlich verkauftes Kind bekommt schwarze Pidel (Danzig Fr. XIII. 281). Der Teufel schließt einem Schmied, der gleich nach dem Abendmahl Karten spielt, Geschwüre über den ganzen Körper, die schwer heilen (Parsoschint-*Pl.* Fr. XIII. 214). Dem schlägilligen Freimaurer dreht der Teufel das Genick um (*Nr.* Graubenz Fr. XIII. 96). In Sülzger Heißerheit verarscht ein rottdiger Aib bei einem Jungen Welt-



nüssen (vgl. Pyromania, S. 60) und schlägt der zur Hilfe kommenden Mutter eine Ohrfeige, daß sie die Kose bekommt (Kronisch 7). Die alte L. in Schwärzenfelde (—Dgg. S.) hegt mit ihrem Alf ihren Feinden Geschwürte an die Beine (Paglau-Dgg. S. Fr. XVII. 331), so daß man sie bewegen vermag.

Ein Übermaß unaustrittbarer Säure hat dämonischen Ursprung: Ein ergrünter Alf hat sie herabgeworfen, und er allein kann sie wieder abnehmen. Der alte I. in Pödel bekam Angst, daß ihn die Säure aufstiege. Da ging er in den Wald zu den „dreizehn Bäumen“. An der Stelle haben früher Helden gewohnt, und noch vor 10 bis 15 Jahren beteten dort an den Bäumen Helden. Der alte I. war auch ein Heide. Er ging zu den Bäumen beten, und da kam an dem einen Baum ein Feuer herunter (der Alf!). I. rief „Jesus Maria“. Das Feuer senkte sich immer tiefer, daß der Mann es schließlich mit seinem Krüschel reichte. In diesem Augenblick verschwand das Feuer, und I. spürte seine Säure nicht mehr und hat auch keine neuen mehr bekommen (Pödel-Bl. Fr. XVII. 49 f.). Besonders großen Einfluß üben die Dämonen auf Zeugung und Wochenbett aus. Noch immer stellen Zwerge die neugeborenen Kinder und legen dafür ihre alten, hölzernen Wechselbälge in die Wiege. So werden Englische Krankheit, Zwergengruße und Kretinismus erklärt. Die Wechselbälge müssen häufig geschlagen oder mit Leber und glühendem Eisen gesüttert werden, denn nehmen die Zwerge sie wieder zurück (Gulgowest 186). Infolge dieser Kastrationen kommen nur wenig Zwergenkinder über die ersten Lebensjahre hinaus. Werden sie alt, so bilden sie bestenfalls das Gespräch der Umgebung (Zachhütte-Bl. Fr. XVII. 362 f., Paglau-Dgg. S. Fr. XVII. 329, Pödel-Bl. Fr. XIII. 468 f., Gr. Garde Lesang Slov. Bl. Reusch 8) wegen ihrer „Schwulstheit“, ihrer Kretinergabe, den bis zum Knie reichenden Zöpfen und Bärten und der blaubeinigen oder rot-pfirsigen Gesichtshaut.

Am Tod mancher Wächterin sollen Zwerge schuld sein. Dann ist manchmal das Gesicht der gestorbenen Wächterin ganz „gerippt“ vom Part der Unterirdischen“ (Wente III. 129). Besonders sind es Krämpfe und Hausstürze, die auf die Rache der Zwerge zurückgeführt werden. Damit strafen sie Mann und Weib, jung und alt. Sie „bewerfen mit Ausschlag“ (Graf III. 199; exanthematibus et curvaturis; Gulgowest 187 — Wehrnd V. 23—27) oder zertragen ihre Widerhaken (Vippel Fr. Schweg Fr. IX. 143).

Überstürzte Entwicklung des Kindes und Aisentwachs wird auf den Teufel zurückgeführt:

Vor wenigen Jahren gebar eine junge Frau in Marienwerder einen Teufel, ein ganz braunes Ungeheuer, es hatte nur keine Hörner. Es wuchs viel schneller als andere Kinder. Ein Mann wollte diesen Teufel totschlagen, ehe er Unglück stiftete, und schlich sich mit einer Art von hinten heran. Aber ohne sich umzusehen, rief das Neugeborene: „Laß das sein! Ich weiß, was du willst. Wenn du mir den Kopf spaltest, werden auf der Welt drei neue Teufel geboren. Ich lebe nur 33 Jahre. Dann nach meinem Tode kommen drei neue Teufel zur

Welt.“ Viele Leute aus dem Großen Berber sind über die Grenze nach Marlenwerder gewandert und haben das Ungeheuer befaunt (Wiesl.-Bl. Nr. XIII. 410, mitgeteilt Dez. 1825).

Zu Berent sollte ein Knabe gekauft werden. Die Mutter suchte hart vor der heiligen Handlung. Da lachte in der Kirche etwas aus dem Versteck, und gleich wurde das Kind schwarz. Man ließ es ungetauft, ohne Namen. Es wuchs unheimlich, mit drei Jahren war es so groß wie sonst ein Sechzehnjähriger, und die Nachbarn konnten nichts vorbildlich nicht schließen, bis das Teufelspatentkind (Arch. erst zwölfjährig (Großendorf-Bl. Nr. XIII. 54). In E.-Dgg. Abg. lebt eine kinderlose Frau. Die zwei Kinder, die sie bekam, wurden gleich totgemacht. Das eine hatte einen Kaffkopfs, das andere einen Pferdefuß. Das kam alles von ihrem ersten verstorbenen Mann. „Der hatte es mit dem Teufel“. Er ging mal tanzen und sagte: „Und wenn ich mit dem Teufel tanze“ (Wehlken-Dgg. Niederung Nr. XVII. 282 f., vgl. Teiten-Tenne, S. 134). Und wenn die Mißgeburt nicht zu dem Teufel in Beziehung gesetzt wird, so ist sie doch eine Durchbrechung des gewohnten Naturlaufs und darum erstes Glied einer Kette von Unheil (vgl. S. 73), und ebenso gefährlich wie Teufelswerk.

Eine Geschichte aus Radomsko (Ar. Pöb. Nr. VII. 120) erzählt von einem Kind, das ein goldenes Bein auf die Welt mitbrachte. Dies wunderbare Bein schuf dem Kind und der Familie nur Unheil.

In Grammen bei Ortelburg kam ein weibliches Kind zur Welt, das hatte hinten einen Schwanz. Keiner sah ihn zunächst. Als aber das Mädchen groß geworden war, bemerkten eines Tages die Leute den Schwanz. Sofort starb das Mädchen (Nr. VII. 111).

Unermüßlich ist das Volk bestrebt, Vererbungsgeheule zu erglänzen, stets bang glitzernd vor einer dunkeln Bestimmung, die auf Erden eine feste Zahl Seiden und Menschenopfer verlangt. In Langfuhr lebt ein taubstümmes Ehepaar, das hat ein einziges Kind, ein mit Sprache begabtes Mädchen. Nun häßern die Nachbarn: Da darf kein zweites Kind kommen. Der Arzt hat gesagt: ein zweites Kind wird bestimmt taubstümm sein, aber einer von den Eltern wird dann Sprache und Gehör bekommen (Nr. XV. 130 f.). Eine sehr merkwürdige Volksmeinung hat übrigens Hartnoch (zitiert nach Treichel, Mskr. f. Gehnol. 1884, S. 133) für unser Weichselland überliefert: „Die Mädchen, die du trägst, sind von Deinem Fleisch; kommt aber ein Knabe, erst dann ist die Jungfrauhaft aus.“

Soweit unsere körperliche und seelische Ausstattung nicht durch Wünsche und Zufälle vor der Geburt und während der Taufe geschaffen wird (vgl. S. 70 ff.), setzt sie aus einer Zuteilung von Glück und Lebensdauer bei der Geburt. Das erscheint auch den Gebildeten ganz annehmbar; aber nun kommt wieder der Pferdefuß; dies Glück kann gestohlen werden, und die Lebensdauer läßt sich von einem Menschen auf den andern übertragen. Der Freimaurer kauft ein Kind (Adoption?) und gibt es dem Bösen, dann kann er des Kindes Lebensjahre des eigenen zählen (Rucop S.-Pom. 61).

Die „Doeg“ (= das Sadelhuhn) kommt mit dem Kengelbornen zugleich zur Welt. Stillsch der Weidhöl wird das Glibd meist im „weißen Käppchen“ (= Elkhautsche, Töppen 80, Kegelein 8; Katsch-Strud. Nr. VIII. 161; Göttingen-Nr. Nr. XVII. 446) und in der Nachgeburt weihnachtlich gebacht. Die Nachgeburt wird im Hause begraben, damit der Segen im Hause bleibe“ (Kegelein 13, vgl. Töppen 80, Legowski 23, Buchtau Nr. XVII. 241, Tög. Nr. II. 84). In der Reichsabei ist solch weißes Käppchen Vampirtennzeichen.

Das ganze Brandstück hat eine Doeg. Sie lagert über dem gesamten Hof aber über alt Viehgewordenem wie eine Parke und kann durch wechselläufige Einwicklungen zerkratzt oder mit einem Stück Invenitur geschlossen werden. In der Memeler Gegend sieht manchmal ein Bauer seinem erschreckteren Nachbar ein rundes Strohbündel (hurank) aus dem Strohdach. Damit schiebt er dem Nachbar das Glibd in der Schweinezeit fort (Dittmann Nr. 796). Die Henne, zur Aussteuer geschenkt, zerkratzt alles Glibd (Schönwalde-Nr. Nr. XV. 31). Den Hüll darf man nicht über die Schwelle ins Freie legen, besonders nicht nach Sonnenuntergang, sonst lechrt man das Glibd aus dem Hause (Gr.-Herber Nr. XIII. 423, 479, Nr. XIV. 33).

Spinnweben soll man nicht ablegen, sie sind Glibd (Tög. Nr. 449) und Brautlaken für die Tochter des Hauses (Vente I. 92; Strud. Nr. 824). Werden sie aus dem Stall entfernt, so erkrankt das Vieh (Saltschen-Neibög Nr. III. 176). Die Franzosen (= Schwaben) ablegen belagt Unglück (Schönwalde-Nr. Nr. XVI. 23).

Dem Tierchen wird in diesem Zusammenhang wieder eine zauberische Wirkung, und zwar eine schädliche gegen das Glibd zugebraut: Rührt der Hahn immer, den Kopf vom Hause weggewandt, so fröhlt er das Glibd weg (Studen, Ermland, S. 208).

Beim Viehlauf kann es vorkommen, daß man die Gesundheit (Niederhölle-Tög. S. Nr. XVII. 363 ff.) und die Verzüge des Tieres nicht mitkauft. Der Milchjeger der Kuh kann in dem Halfter sitzen bleiben. Daher laufe man nie eine Kuh ohne Strick (Vente I. 82). Töppen erfährt in Hohenstein (S. 101): „Wer eine Kuh kauft, darf nicht vergessen zu sagen, daß er die Milch mitkauft; es ist am sichersten, für dieselbe ein eigenes Geldstück zu geben.“ Beim Verkauf von Saatforn und Saatfornsteln behalte man stets eine Handvoll zutrid. Sonst geht der „Segen“ mit zum Käufer (Neibög., Töppen 94; Göttingen, Töppen 96).

So oberflächlich sitzen auch Krankheiten im Hund oder auf der Haut. Der Zauberer streicht die Krankheit von der Oberfläche des verrauschten Schweines ab (Vente I. 86). Das Fieber kann man sich durch Erregung von Ekel abblenden (Vente I. 83). Der Epileptiker, der gesund werden will, zerkratzt und vergräbt sein Hund (Graf III. 302). Das Umkehren des Gewandes zur Heilung von Fieber gebietet vielleicht auch hierher (Kegelein 17). Die Kinderwäße darf nicht im Freien getrocknet werden, da sich sonst der böse Wind auf sie legt (Kegelein 14).

In Odersdorf, Kr. Wahrenzen, hatte eine Kuh gefalbt. Da kommt die Nachbarin und will Tinte borgen; wird abgewiesen. Bald schickt sie wieder jemand nach einer Stahlheber. Große Erregung: das Weib will damit bloß die Deeg fortholen. Nach einer Stunde merkt man, daß der Nachbar ein paar Schaufeln Grund entwendet hat. Der Besitzer des neugeborenen Kalbes schneidt Wut: Nun hat die Bande wieder die Deeg gestohlen. Er kann wieder alle Hoffnung begraben; auch dies Kalb wird „quieren“, während des Nachbars Weib ein Weib an Kräften bekommen hat (Fr. XIII. 355). Das russische Gegenstück von der Deeg ist die „biada“, das „Blind“. Man kann es „wetter-scherben“ (biada proročac, Lorenz Slav. 12).

Freundschaftliche Gefühle sind ähnlich als unsichtbare, aber körperhafte Bande gedacht, die um den Weib zweier durch Freundschaft verbundenen Menschen schweben. Die Freundschaft läßt sich zerschneiden. Man darf kein Messer zwischen zwei Personen legen, die Schneide nach oben, das gibt Jank (Wühlhans-Di. Fr. VIII. 155) oder Kat (Puckig XVI. 29). Messer schenken zerschneidet die Freundschaft (Wühlhans Fr. VIII. 157). Schlägt man mit der Klinge seitwärts, daß sie lebert, so gibt's „biada“ (Jaska-Ka. Fr. XVI. 17).

Man darf einer Freundin nicht eine Nadel oder Schere schenken, daß zerstückt die Freundschaft (Wrad. u. Rgb.). Geht ein dritter zwischen zwei zusammengehörigen Menschen hindurch, so nimmt er das „Blind“ weg (Dgg. Fr. I. 180).

Zwar lokalisiert die Volksmedizin das Denken schon im Gehirn; denn wir hören: „Wenn ein Kind trill eine Lammhase hat, wird es Hag.“ Der „Schwadder kommt nämlich aus dem Gehirn“ (Dgg. Fr. X. 19 f.). Aber über die Vermittlung der Willensimpulse an die ausführenden Glieder oder über die Leitung der Sprachlaute und deren Wirkung herrschen die merkwürdigsten Ansichten. Die Gedanken fließen, durch den Mund ausgeflogen, auf der Körperoberfläche, insbesondere immer auf dem Körperteil, der den Entschluß des Gehirns auszuführen hat. Man hüte sich, dem, der einen Auftrag zu besorgen hat, mit dem Besen über die Hüfte zu legen. Sonst legt man die Gedanken ab, und der Auftrag ist vergessen (Dittauen Fr. 790).

Wird einem ein Knopf „an Felbe“ angenäht, d. h. ohne Ablegen des Klebungshüds, so läßt man Gefahr, daß die Gedanken festgenäht werden. Daher soll man einen Faden, eine Nadel oder ein Stück Holz in den Mund nehmen und diesen kühlesen (Lemke I. 106 f., Lemke II. 290; Wrad. Fr. I. 129, Fehsten-W. Fr. XVII. 299, vgl. Schnippel, Volkst. von Ost- und Westpr. 86). Andere machen den Mund gerade auf, um nicht „dumm zu werden“ (Dgg.).

Leicht teilen sich die Vorgänge der Umgebung den wie Fäden austretenden Gedanken mit. Ein Knotenschnipsen in der Außenwelt verästelt und hemmt die Gedanken, Spreu läßt die Gedanken verflattern: „Wagen mit Heu gibt Spreu“, d. h. Begegnung mit einem Heumagen verstreut die Gedanken (Kotowitz-W. Fr. VII. 161). Ein böses Weib kann einen Menschen durch Knipsen an seinem Halsstück schwachsinzig machen (Cfoden-Deubg., Silberding in Reisch. Volkst. II. 6). Die rote

Schnur an dem Patentbrief darf nicht geknüpft werden, sonst wird der Bestand des Knüpfings verknüpft" — dann (Zemle II. 206).

Vielfach wird der unser Tun bestimmende Einfluß des Gehirns gang übersehen; deshalb werden die ausführenden Glieder bestraft. Ein Freimaurer aus der Gegend von Meuse leistete einen Weineid; deshalb wurden ihm die Zähne schwarz (Fr. XIII. 433 f.). Entläuft ein Tier mehrmals, so wird sein — Schwanz gestraft, der sich beim Fortlaufen dem Hause zuehrte. Damit neu gekaufte Fühner nicht fortlaufen, schneide man die Schwänze ab und begrabe sie unter der Schwelle (Kr. Neuhadt Fr. VIII. 181). Ähnlich brennt man dem Hund, der nicht heimlich wird, die Schwanzspitze ab (Venzig Fr. VIII. 182; Dgg. und Schönwarling-Dgg. 5.).

Aus allen diesen Beispielen ergibt sich, daß Gedanken etwas Substantielles sind, wie es auch Schatten und Name waren (S. 82 f.). Ebenso sind Fluchworte etwas Körperliches wie böse Blicke und können wie böse Geister tumoren. Aber Köpfe nachsehen genügt, ihnen den Garaus zu machen: Auf einem Neubau stande ein Maurer; davon fragte es immer auf dem Boden, bis jemand nachschaute. Da wurde es ruhig (Prankt Fr. III. 107 f.). Wie von Schred das Herz hinarrütht und das Häpchen bei schwerer Heiserkeit herunterfällt und durch dreimaliges Emporziehen der Schüttelhaare hochgehoben wird (Lepusow in Graf III. 201), so kann auch das Gehirn in den Leib hinabsinken; das hat unweigerlich den Tod zur Folge. Eine Lehrerin in der Tochter heide erkrankte gefährlich, und die Kluge Frau stellte fest, das Gehirn ist herabgesunken. Schnell setzte sie der Kranken eine Schüssel auf den Kopf und kippte darüber ein Glas Wasser so geschickt an, daß das Wasser alles im Glas blieb. Der Zauber zog denn das Gehirn nach oben, und die Lehrerin wurde wieder gesund (Schlichte-Ko. Fr. XV. 98).

Über die Krankheits-Diagnose braucht nur wenig mitgeteilt zu werden. Zur Hauptsache hat sie zu ermitteln, was dem Kranken angegangen ist und wer ihn behegt hat; denn die Mittel richten sich ganz nach der Krankheitsursache. Um festzustellen, ob der Kranke Krassenluft hat und wie sehr, wirft der Kluge Mann einige Dutzend Holzhütchen in eine Schüssel mit Wasser. Darauf wühlt sich der Erkrankte in dem Wasser. Soviel Hütchen untergehen, soviel Krassenluft hat der Kranke (Tuppen 24 f.). Steht jemand im Verdacht, verrufen zu sein, so wird über seinem Kopf eine Schüssel Wasser gehalten und geschmatzenes Blut hineingegossen. Zerbricht das Blut zu Kugeln, so ist der Verdächtige verbergt (Knoop S.-Tom. 163).

Sehr wichtige Gehilfen des Diagnostikers sind der Bär und der Spiegel. Der Bär drummt jede Hege an (Strellin-Pa., Kasch. Volkst. II. 106 f.; Graepno, Kr. Schweg Graf VI. 206) und zeigt, wo im verletzten Stall Jaubespiegelhände liegen (Ottlau-Kruid. Fr. XVII. 211, Knoop Sag. Vol. Kr. 245). Den Jauberpiegel benutzten besonders die Danziger Schwarzfärber um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie ließen den Reisenden im Spiegel die Hege schauen. Er durfte deren Spiegelbild ins Auge oder ins Herz sichten, dadurch verletzete er

im selben Augenblick die ferne Hege (Kamult 289, Lorenz Glou. 12 f., Fem. 119, Fr. XIII. 280 f.).

Noch ein Krankheitsanzeichen, auf das die kluge Frau achtet, sei erwähnt, erstens weil es einen berechtigten Kern hat (Zell, Geheimnisse d. Natur 45), zweitens weil es wieder Symptom und Ursache zusammenwirft und das Selbde durch Aufhebung seines Symptoms heilen will: Das Volk steht auf dem Standpunkt, daß Menschen, die nie Angelegter bekommen, krank sind, und gibt ihnen daher heimlich Läuse ein, und zwar geschieht das gegen Bleichsucht (Dyg.-Langfuhr Fr. II. 98), Gelbsucht (Zemke I. 92) und Schwindsucht (Grüntal-Ko., Mühlradt, Tschler selbe VII/VIII. 162).

Die vollständige Therapie ist schon verschiedentlich gestreift (S. 68 ff.). Zwei Richtungen beherrschen sie, die homöopathische mit dem Grundsatz *o visum est nocet* und die allopathische, die dem vermeintlichen Urheber des Leidens den Widerstand und Antipoden gegenüberstellt, die dem Frost Reumstoffe entgegensetzt und der Schlange den Storch, der alles Gewärm vertilgt (vgl. S. 62, 59).

Häufig werden gegen Leiden Naturdinge eingenommen, die sich als widerstandsfähig gegen ähnliche Schäden in der Natur erwiesen haben, also gegen Frostbeulen das Eisenlaub, das im Winter nicht vom Baum abfällt (Knoop S.-Fem. 176); ferner gegen Erkältung Organe des Wildes, das keine Erkältung kennt. Fuchslungenlaster hilft gegen Husten (Dyg.) und Hahnenstet gegen Halschmerzen, gegen Mandelentzündung und Diphtherie (Piltanen Fr. 718). Die ersten Frühlingssprossen wie Taubenstößdachsen (Zemke I. 72) und „Palmen“, die den Winter bezwungen haben, werden auch die Winterkrankheiten, besonders des Fiebers besiegen. Der Hühnermagen, der „keine Steine verdaut“, hilft dem Menschen seine Magenbeschwerden überwinden (Mühlradt VII/VIII. 162). Hundesett heilt die Schwindsucht (Gulgewski), da sich der Hund nie „die Schwindsucht an den Hals läuft.“

Während alle diese Methoden auf den Körper, dort wo er eine fehlerhafte Eigenschaft hat, eine gute übertragen, bezweckt der Aderlaß ursprünglich nur negativ das Herauslassen der Krankheit. Dem Dämon wird gezeigt, wo er hinausfahren soll. Daher werden während Kinder (Zaischhütte-St. Fr. XVII. 367) und von Krämpfen Befallene mit einer Nadel geritzt, daß sie bluten (Töppen 56, Sguljewski 18; Fuchslan-Dyg. S. Fr. XVII. 245 f.). Dem Epileptiker wird ein Schnitt im Genick beigebracht und die Wunde stets offen gehalten, dadurch, daß man einen 5 Meter langen Faden hindurchzieht (Dyg. u. Schönbaum-Dyg. Abg. Fr. II. 85). Über die heutige Verbreitung des Aderlassens an Menschen siehe Gulgewski S. 202.

Die Volks-Tiermedizin verwendet ihn bei Gehirnentzündung der Kinder (Krißau-Ko. Fr. VIII. 68). Schnitt in Ohr und Schwanzspitze werden dem „verfangenen“ Tier beigebracht. Auf Befragen identifiziert das Volk meist „Verfangensjete“ mit Beherung; nächstern betrachtet liegen Verdauungsstörungen, meist Überfütterung vor. Der laßhübische Kleinbauer macht dem „verfangenen“ Tier einen Einschnitt ins linke Ohr und gibt ihm das auslaufende Blut zu trinken (Köln-St. Fr.

L. 32). Der Landarbeiter des Kreises Lauenburg schneidet dem verfangenen Schwein das Schwanzende ab (Landschau Nr. 583). Viele Viehhändler unterscheiden theoretisch besprochenes und verfangenes Vieh, wenden aber die gleiche Behandlung an: Dem besprochenen Kalb wird ein Schnitt in den Jäger beigebracht, dem besprochenen Schwein und der besprochenen Kuh ein Schnitt ins Ohr; auch dem verfangenen Schwein wird das Ohr angeschnitten (Neustadt Nr. XIII 19). Wenn die Rahe „vertrauen“ (eben wird), hadt man ihr das Schwanzende ab (Lemke I. 89). Hier in der Dämonologie und nicht in der Aitheit liegt der Ausgangspunkt für das Kaputieren der Hunde. Erinnern wir uns, daß in dem Hund, der nach seinem Jäger schnappte, der Teufel saß (S. 57)! Das Blutgefäßchen gelächelt dort, wo man eine große Blutausammlung vermutet, z. B. bei Augenentzündung (Lemke I. 46) und Kopfschmerz (Gulgowski 204).

Ein Abstreifen des Dämons war ursprünglich das bisweilen heute noch geübte Durchziehen der Kranken zwischen Jannatien (Töppen 53), den Leiterjroschen (Cepnowa in Graf III. 202) oder zwei zusammenge wachsenen Bäumen.

Schon der Mensch der Urzeit, ja sein tierischer Vorfahr konnte einige zweckmäßige, naturgegebene Verhaltungsweisen, die sog. „tierischen“ Lindernungsmittel, wie Wälzen in Schlamm, Lecken und rhythmische Bewegung. Von Reizungen wurde schon bei der Drosk apothete gesprochen (vgl. 26 ff.). Zu solchen Sachen gehört letzten Endes die Behandlung der man Kröpfkranke unterwirft. Sie werden mit Leer bestrichen und müssen im heißen Badofen sitzen, bis sie Leer spruden; so wird ihr ganzes Blut gereinigt (Guttan Nr. 80 Ra. 43, und Tempelberg Pom.; daselbe gegen Syphilis Nr. 325 Siltng.). Feuchter Lehm wird auf Wunden und Insektenstichen gepast (Gulgowski 204, Kr. Bricksen Nr. 217; Kr. Lauenburg Nr. X. 104). Auf den Bienenstich wird auch ein nasser Stein gelegt (Kadelschof/Wrb.). oder Effig wird hinauf gezogen (Kr. Bricksen Nr. 530). Effig gilt als bestes Kühlmittel, so wie Honig alles Rauche „ndert“.

Effig kühlt den brennenden schmerzenden Kopf (Ostode Nr. I. 121; Salkschin-Ra. Nr. 475; Landschau-Laubg. Nr. 519). Leinsool, in Effigwasser gelocht, kommt auf entzündete Wunden (Stutthof Nr. VII. 141). Gegen Verheben trinkt der Raufhube Speck mit Effig und Honig (Gulgowski 204) oder ranziges Schaf- oder Kagenfett, in Effig gelocht (Wille-Ra., Gulgowski 204). Der Oberländer nimmt Blatstein mit Speck und Effig (Lemke I. 54). Lehm und Effig, unter den Fuß geschmiert, helfen gegen Verbällen (Stutthof Dgg. Kbrg. Nr. VIII. 43).

Wunden läßt man noch heute in der Raufhube durch Hunde lecken (Bajan-Rh. Nr. X. 89). Als ob die Raufigkeit der Tierjunge dabei das Wirksame ist, werden die rauhen Blätter der beiden Pflanzen Ochsen- und Hundejunge gegen Wunden angewendet (Lemke I. 76; Kadelsch-Di. Nr. VIII. 74). In andern Fällen scheint es, als ob die günstige Wirkung beim Lecken auf die Befestigung mit Speckel geschieden ist. Ein entzündeter Hals wird mit angefeuchtetem Finger gekräch (Lemke I. 48).

Wie Zeit Veder geschmeidig macht und Thranen und Schläffer  
Ist, so auch Schmalz die verhärteten Glieder (Randerham-Landg.  
Nr. 509) und Hagenst „Übergeglippte Glieder“ (Lenke III. 48).  
Sundeseit kriecht Herdenkrankte Kreise wieder auf (Lenke I. 87), daß  
sie eben laufen können wie ein Hund.

Einen wichtigen Platz in der Volkstherapie nehmen mimische  
Zauberbehandlungen ein; viele davon sind alte Tötungs- und Wieder-  
belebungsriten. Nächst nur drei Beispiele:

Im März 1877 wurde ein Kind in einer Vorstadt Danzigs sel-  
gendermaßen von der „Auszehrung“ geheilt: Drei Feiertage hind-  
einander wurde es in einem Topf auf dem Herde gekocht. Um diesen  
lagen brennende Holzstücke. Die Beizlerin, die das Heilverfahren  
leitete, ließ knutschten rund um das Haus und rief der Mutter zu:  
„Was kochst du da?“ Die Mutter mußte antworten: „Ich koche die  
Auszehrung von meinem Kinde (Randerham, Abergl. 53). Dies Ver-  
fahren gehört auf eine Stufe mit dem Anschmelzen (Andres, Ethno-  
graphische Parallelen 154) und Jungfrauen abgehorenener und greisen-  
hafter Menschen (vgl. Sulzowski 206).

An das Verfahren der *corpore in aqua* bei Tacitus Germania c. 12  
erinnert das Verfahren, das in Puyiger Heilernest (Fr. X. 83)  
gegen solche geküht wird, bis auf dem ganzen Leib „Blasen“ bekommen.  
Dies gilt als Zeichen, daß sie sich etwas haben „zu Schulden kommen  
lassen.“ Diese Leute werden dreimal in ein Netz gewickelt und dreimal  
in der See untergetaucht. Dann gelten sie wieder als „geheilte“  
Menschen.

In Hanswalde, Kr. Heiligenbell, lebte ein häßlicher 18jähriger  
Mensch, die Mädchen rißen sich um ihn. Pökölich bekam er am ganzen  
Leibe Ausschlag (Euphilla?), er war „verruhen“. Nun wurde eine  
Nage Frau geholt. Die ließ ihn drinnen in der Stube vor einem offenen  
Fenster knien, so daß draußen nur die Hände zu sehen waren. Draußen  
bestand sich die Alte und sprach die Krankheit mit einer Formel ab  
(Fr. VIII. 72).

In der Medizin der Wilden spielt der Tanz bekanntlich eine große  
Rolle. Bei uns wird Tanzen gegen Schnupfen und Zahnschmerz ange-  
wandt (Wund.) mit der vernünftigen Begründung, daß man „erdent-  
lich schmeißt“ und „die Erkältung austreibt“ (Zusicherung u. Wund.  
Fr. I. 71). Wichtig ist daneben die heilliche Wirkung des Tanzes, die  
Erregung und gehobene Stimmung, welche Krankheit und Not ver-  
gessen läßt.

Diese heilliche Umwandlung erschien früheren Jahrhunderten ein  
heilenden Zauber. Besonders von Mastentänzen strömte ein solcher  
Zauber aus. Die „Krausentänze“ bei der ersondlichen Hochzeit mit  
ihrem unheimlich rasenden Tempo bringen Glück in die Ehe, helfen  
besonders zu einem tauglichen Erben (Philipp 102). Der Hainachts-  
Bügelanz war zum Gebelhen des Blachses unerlässlich (Köppen 68,  
Krause 48). Die Tänzerin rief, ekstatisch mit den Armen fuchtelnd:  
„Blach wach!“ Sie „gebürdet sich wie eine Prophetin“ und sah die



Bearbeitung der Flachselber und ihr Wachs vorübergehen (Vemke I. 9—12).

Ebenso wachstumfördernd, weil festlich belebend, wirken andere lustvolle Bewegungen, wie Schaukeln, Schlitten- und Wagenfahren. „Soß der Flach geraten, so muß man sich Postnacht schaukeln (Fischhausen) oder der Hanswarter muß zu Postnacht, auch zu Vichtmoß mit dem weiblichen Hauspersonal . . . Schlitten fahren (Dönhofsland und Oberland, Teichel in Mitpr. Mon. XXXI. S. 464, desgl. Willenberg, Töppen 68). Ist das Butterfah verheert, so daß man keine Butter erhält, so muß man mit ihm ums Dorf reiten (Töppen 109) oder es siebenmal auf einer Schublattre ums Dorf fahren (Kusop S.-Bon. 171) oder siebenmal einen Berg auf- und abrollen (Strellin-Pu., Kaff. Kollat. II. 108). Noch ums Jahr 1900 half sich die Heilgenfrau Sch. in Ottilau (Krud. Jr. XVII. 24) folgendermaßen, wenn ihr das Buttern nicht gelingen wollte: Sie nahm das volle Butterfah in die Arme und tanzte mit ihm im Zimmer umher. Dabei sang sie immer mit einfürmiger Stimme:

„Mutter, Mutter, de Schmant (Sohne) rennt ewer über,  
Dat ward wol hilde bei Votter noch geome.“

Und sich da, in kurzer Zeit bekam sie Butter.

Welch eine beherrschende Stellung Gefühl und Stimmung in der Therapie einnehmen, ist wohl am besten daraus zu ersehen, daß die ganze Bekämpfung des Leidens oft in dessen Feststellung besteht. Den Menschen erfährt eine greßliche Angst, wenn er von einem schlimmen Feind aus dem Hinterhalt angegriffen wird, und den Angreifer nicht entdecken kann. Die Feststellung des wirklichen Krankheitsverursachers führt einen derartigen Umschwung im Befinden herbei, daß die Krankheit geschwunden und der Dämon nach der Entlarvung geschieht Helut. „Dane alle Wütze lassen sich Würmer im Schwein vertreiben, wenn nur jemand so gefällig ist, zu dem Besitzer zu sagen: Deine Schweine haben Würmer. Nach drei Tagen sind sie fort“ (Reudorf bei Graudenz, Fritschner S. u. J. 98).

Die genaue Kenntnis des Dämons, seiner Schwächen wie seiner Stärken mindert unsere Furcht; man wiffen wir den Gegenangriff richtig anzusehen, ganz abgesehen davon, daß auch der Erkenntnistrieb Befriedigung verlangt und auf Ergänzung des Weltbildes drängt. Hier führt ein breiter Übergang von der Volksmedizin zur Volksheg.

## VIII.

### Phantasie und Sage.

Der Dämonenglaube fällt bei dem Unkultivierten die Liden aus, die beim Gebildeten durch wissenschaftliche Hypothese und Hoch-Religion beseitigt werden. Gerade die pointierlose Spukgeschichte enthält die meisten Beispiele für Otto's „Schelmal“ (Otto, Das Heilige 147). Bei ihr empfindet der geistig Arme ebenso starkes mögliches Grauen wie der Gebildete beim Gottesdienst und im tragischen Theaterstück und erzählt solche Geschichten, um diese Gefühle zu erleben. Diese Erlebnisberichte und die ausgereiften Dämonen-Sagen gelten dem Volk als restlos wahr; daher genaueste Angaben über die Glaubhaftigkeit der Zeugen. Schon näher dem erlogenen, nur auf Unterhaltung bedachten Märchen stehen die *powiastki*, *Powieszczyki* (Danziger Welt), die Schwänke vom überlisteten Dämon, noch mehr die Schindblückerstücke. Ihr spannender Aufbau und heiterer Ausgang zeigt Märchencharakter; sie wollen wie das Märchen in erster Linie unterhalten und erheitern.

Wie ein Schöler beim Anhören eines historischen Dramas, hat der Schöler oder der Juristmann oft die Empfindung, daß die Ereignisse in der Sage etwas ausgeschmückt und unabsichtlich entstellt sind; deswegen zweifelt er aber nicht an der Tatsächlichkeit des Geschehens und dessen ethisch-religiösen Wert. Vielleicht achtzig Prozent der Sagen, die das westpreussische Landvolk bei der Totenwache und Fetenabends in der Schmitze überliefert, bezwecken nur, die Existenz übernatürlicher Mächte überhaupt zu erweisen. Unterhaltung und Spannung ist unabsichtliche und unbewußte Nebenwirkung. Das „Wundervolle“ ist für diese Leute noch das heilige Wunder, das sie ergreift und erheitert, die „*hda traurig*“ können, selten etwas Wundervolles gleich Reizend-Kettes im Sprachgebrauch des Volklichen.

Darf dieser religiösen, affektiven Einstellung darf man bei der Sage nicht mehr Kritik und Mißstimmung verlangen als sonst von religiösen Urkunden.

Da erzählt der Gutschöher, wie ein Wassergeist den J., als er allein am See vorbeiging, in den Tod lockte. Fragen wir den Erzähler: „Waher weißt du das denn? Der J. ist doch tot, und der allein hätte es erzählen können. Der Wassergeist wird es doch nicht erzählt haben.“ Der Erfolg eines solchen Einwandes ist, daß der Schöler uns für einen glaubenslosen Spötter hält, der alles Überirdische „für Koff“ hält. Der gemeinende Mann würdigt uns keines Wortes mehr. In stiller Stunde schlugfolgert er für sich und „lehlt“

im Sinne des „Realisten“: Natürlich muß jemand dabei gewesen sein. Ist es vielleicht der K. gewesen, der die Sache dem Großvater erzählt hat? Richtig, das war ja dem U. sein Freund. Der muß dabei gewesen sein. Und nächstes Mal legt der Schächer den toten K. gutgläubig als Zeuge hinzu.

Was da alles Großvater und Großmutter erlebt haben! Weist gaben sie sich aber dem 8-jährigen Enkel gar nicht als die Erlebenden an. Das ist eine Gedächtnisäußerung des herangewachsenen Enkels. Der kleine Enkel kannte jene fremden Leute in fremder Ortschaft, die ihm genannt wurden, nicht, vergaß die Namen und glaubte nach 10 Jahren bestimmt gehört zu haben, daß die Großeltern das Abenteuer selbst erlebt hatten, und natürlich auch an jenem verfunkenen Schloß an der Dochgrenze, dem einzigen, das er in seiner Jugend kannte. Die Großeltern hatten von einem ganz andern Schloße erzählt.

Solche Mißverständnisse sind es in erster Linie, die zur Neubildung und Reinkalkulation der Sage führen. Eingangs wurde festgestellt (S. 17 ff.), daß das Volk keine Sinnesäußerungen kennt. Es kennt auch nicht die objektive Verlogenheit des subjektiv wahrheitsliebenden Säußers. Und dann der fatale Irrtum, daß eine genaue, klare Angabe mit bestimmten Zahlen und interessantem Detail wahrer ist als eine unbestimmte mit viel „wenn und aber.“

Wie farblos klingt es, wenn ich sage, die tödlich verleihte Kocuy-etter kann noch Hundentlang leben. Wieviel interessanter hört es sich an: Sie lebt bis Sonnenuntergang (Guitau Fr. 82, 69; Stutthof Fr. I. 110; Neuhadt Fr. IV. 115)! Stirbt sie früher, so hat eben jemand dem Wunder zugehört, das hört seinen Ablauf (Neumühl-Ed Fr. 458). Nun ist lehrreich zu sehen, wie sich jene Angabe auf eine Menge jählebigger Tiere ausbreitet, höher ohne die Absicht zu lägen. Denn nach Volksglauben ist zwischen Tal und Schlange kaum ein Unterschied. Also kann auch der Hal erst bei Sonnenuntergang sterben (Mund., Kr. Briesen Fr. 222; Rogat-Abeg. Fr. 344). Eine kleine Schlange ist der Regenwurm, darum gilt für seinen Tod dieselbe Regel (Kr. Briesen Fr. 222, Rogat-Niederung Fr. 345; Landeshow-Beabg. Fr. 542).

Die Kröte ist die unzertrennliche „Patrouille“ der Schlange (Branden Fr. X. 64), auch sie stirbt erst mit Sonnenuntergang, ebenso ihre Genossin, die Eidechse (Vomle I. 95, Benjig-Ab. Fr. VII. 167). Sogar auf eine Spinne, den Weberknecht, ist der Glaube übertragen (Kr. Briesen 222, Landeshow 542).

Von der Kennung vernahm man grüselnd, daß sie ein schwarzer Wurm mit 9 Augen auf dem Rücken ist und Menschenleichen frißt. Unbestehen war ihr dann die eines Tages anstehende Beschuldigung zutrauen, daß sie dem Menschen wenn schwer heilbare Löcher in den Fuß bißt; und wenn das letzte verheilt, gerade dann tritt der Tod ein (Vomle II. 19). Diesen Zug überträgt das Volk bei der geringen Differenzierung der Tierarten nun wieder ohne viel Absicht auf andere geheimnisvolle Tiere, auf die Blindhische (Kaujchen, Trischbler in Mittr. Monats. XXII. 308) und auf die Wehr, d. i. Maulwurfsgrille

und zugleich Sumpfborrien (Guttan Nr. 82 No. 70). In all diesem Gefasel bewahrheitet sich das kluge Wort, daß der Mensch den Glauben an Gott weniger braucht als den an Wasser.

Die einfachste Naturerscheinung, wie das Hochsteigen des wärmeren Wassers wird zum Wunder: Beim Fischfischen ist das Wasser oben heiß, unten kalt! (Pfeffel Nr. X. 178).

In jeder unverständlichen Sprachbildung, Sitte und krankhaften Karotte erfindet ein „Neunkluger“ bizarre Deutungen; diese müssen nur anständig knaps, zahlenmäßig fixiert sein und die Affekte zu ledern wissen, dann nimmt sie der wahrheitsliebende Hörer gern als Laifachen hin. Der „Ohrwurm“, dessen Name nur aus Ohrwurm verberbt ist und der nach seiner auffälligen Ohre — Jange am Telbesende, heißt, kriecht dem Menschen ins Ohr und — nun kommt der weise Zusatz — tötet ihn (Guttan Nr. 81, 67, vgl. Hammerstein Nr. 624). Ohne diesen erschrecklichen Zusatz wäre dem Unfinn wohl ein kurzes Leben beschert gewesen.

Und ohne ein Tugend phantastischer Ausdeutungen wäre manch Brauch ausgestorben, wie der, die neugeborenen Kinder auf den Edböden zu legen und von dort durch den Vater aufheben zu lassen. Der heutige Volksglaube erklärt den Brauch geheimnisvoll, hierdurch wird das Kind hässlich (Legowoll 53, Gulgawoll 122), frei von Hochmut (Ar. Bälom, Ausop 135) und still wie ein Zwerg (Ausop 135; Segnoma in Grog III. 190).

Ein herrliches Betätigungsfeld der Phantasie ist die Ausdeutung neuerer Verhaltungsweisen, besonders beim weiblichen Geschlecht. Die neuerliche Tiemmet (Brustbeklemmung), die besonders bei schlechtem Wetter auftritt, wird durch folgende gruselige Geschichte erklärt und verklärt: In Capellen lebte eine Frau, die schaute immer bei Regen, als hätte sie was Schweres auf der Brust. Als man sie einmal nach dem Grunde fragte, verriet sie: Ich muß immer den Tod über die Regenstößen tragen (Fr. VII. 68).

Es gibt bestimmte Landschaftsformen, in denen schreckhafte Frauen von Angst erfaßt werden bis zum Aufstehen von Halluzinationen; nämlich Waldgräber, Gewässer auf einer Wegseite, Schluchten und Brücken (Fr. XVII. 334; Fr. XIII. 349 ff.). Die Verklärung der katholischen Wegkreuze dürfte von dieser neuerlichen Erscheinung sehr beeinflusst sein. Welche Folgerungen zieht man das Volk aus diesem Phänomen, für die daran lebenden Personen und für jene Ortlichkeiten? Hezen sind es, die an Wegeschnittten oben auf dem Feldbrand markieren (Guttan Nr. 131, vgl. Fr. XIII. 349). Sie melden den Jahrbaum, um nicht in die Viehsuren zu geraten (vgl. S. 78). Eine Heze ist, wer lieber einen Bach durchwaten, als daß er die Brücke benützt (Guttan Nr. 131). Von den „ängstlichen“ Orten erzählen sich die Umwohner schauerliche Dinge. Alle Gespenster, die von wahrheitsliebenden Medien der erwähnten Art dort gesehen werden, leben natürlich wirklich dort. Jeder sieht den Dämon der Stelle individuell verschieden; das weiß und betont unser westpreussisches Landvolk auch sehr. Es hat eben viel mehr Individualität, als es auf den ersten Blick scheint. Ist

allen menschengestaltigen Dämonen gemeinsam ist höchstens der Zug: Ihr Gesicht ist unendlich, fast fehlt es überhaupt. Dies ist wohl der Hauptgrund dafür, daß viele Gespenster ohne Kopf gedacht werden. Stawellen sehr schön aber doch für eine Stelle ein bestimmter Dämonstyp durch, z. B. ein kopfloses Wesen. Der angstvoll Erregte halluziniert eben gerade den Gegenstand, den andere an der Stelle gesehen haben wollen und vor dem er sich fürchtet.

Fast jedes Dorf hat mehrere solcher Spukstellen, doch ist deren Verteilung ungleich dicht. In der Niederung sind deren weniger als auf der Höhe und auf sandigem Boden viel mehr als auf schwerem. Das liegt nur zum Teil daran, daß es in der Niederung wenig Spukgelände gibt, eben wenig Schluchten, Waldränder und eingekerbte Wege. Allein verantwortlich darf auch nicht das Fehlen von Sandwegen gemacht werden, besonders von steil ansteigenden (vgl. Schenke, Dgg. Neueste Nachrichten, 11. März 1823; dagegen Negelein 3). Sicherlich neigt der klaffende Hergens mit einer Last durch Sand wadende Justmann dazu, für sein Unbehagen und seine Angst den Grund in der Ortlichkeit zu suchen, selbstverständlich einen übernatürlichen Grund. So projiziert er das subjektive Gefühl in die Außenwelt als Dämon. Aber wenn von jener Sandstelle sonst kein üblicher Unfall bekannt ist, so mißt der Wanderer dem Angstgefühl keine Bedeutung bei.

Die Stelle, wo jemand ist gefunden ist, mag er nun eines natürlichen Todes ohne Zeugen gestorben (Hünfgrungen-Dgg. S. Nr. XIII. 404) oder ermordet (Weinberg bei Reustettin, Aussp. 135; Koshlicht-Dgg. S. Nr. II. 139) oder durch Selbstmord geendet sein (Schwemhorst-Dgg. Niederung S. III. 145 ff., Hochwasser-Zoppot S. XIV. 69, Ostrow-Sewark, Nr. Stahm S. XIII. 352; Manton S. XVII. 114), wird jahre- und jahrzehntelang besargwöhnt. Ebenso ergeht es einem Pfahl oder einem Schußh, in das ein Zauberer oder ein Geächteter einem Dämon gebannt hat (Staussberg S. XIII. 328 ff., Schönbach-Dgg. S. Nr. XVII. 248, Pödel-W. S. XV. 147 f.). So geht es auch dem Baum, in den der Blitz eingeschlagen hat (Karthaus S. XII. 382 f., Neu-Graben-W. S. XVII. 360 f.).

Dank der Zurückführung jedes Unfalls auf Zauber, dank der Unbekanntheit der Begriffe Naturnotwendigkeit und Zufall und dank dem Zusammenwerfen von Ursache und Folge werden Wurd und Unfall als Symptome oder Folgen eines gefährlichen, tödbringenden Oriskaraktiers gefühlt. Von manchen veränderlichen Stellen wird offen gesagt, dort zwingt ein Etwas zum Selbstmord (Grenow-W. S. XII. 51), dort brennt jedes hinaufgebauete Haus ab (Pödel S. XVII. 14 f.) oder Mensch und Vieh werden dort durch Geister gequält und getötet (Pödel S. XVII. 29, S. XVII. 17 f.).

In diesen Orten, wo Selbstmörder haufen und jedes Haus von Unglück heimgesucht wird, gehören besonders die Stellen, wo eine Kirche oder ein Schloß versunken sein soll. Das Volk verlegt dorthin unterirdische Gemölde mit großen Schätzen; ein gewöhnliches Auge sieht zwar nichts davon, es sieht nicht einmal die Fiegelkreuze von dem Schloß, sondern höchstens viel Gefäßherben. Die stummen „verwunsche-

nen Judaleins" sind oft Selbstmordhandlungen und Gemütskrankh. Sie kennen und lieben diese Stellen. Den innerlich Zerlegten und mit der Welt zerfallenen geht es zu Trümmerstätten, wie Marius zu den Ruinen von Karthago. Dem Gemütskranken begehren Orte des Grauens und Todes, z. B. Kirchhöhe (Eogl. Enc. 8, 27 Marc. 5, 2). Wenn nun in Wirklichkeit diese Stätten verfunkenen Schöpfer keinen Rest alter Kavernen zeigen, wie kommen sie zu ihrem Ruf? Warum gibt es Orte, die seit Menschengedenken verrufen waren und an die sich schonbar die Sagen anknüpfen lassen?

Verfasser hat ihrer über hundert besucht und dort in zwei Dritteln der Fälle Urnenstärben und Menschenknochen festgestellt (Bl. f. deutsche Vorgeschichte, Heft 3, S. 1 ff.). Ja, es ist möglich mit Hilfe von Flursagen vorgehikstliche Siedelungen und Gräber zu erschließen, wie es besonders in Sachsen Pfau getan hat (Pfau, die ältesten Siedelungen der Rostliger Pflage, Mit. d. Ver. f. Rostliger Gesch., Heft 3, S. 45 f.). Manchmal knüpfen sich wohl uralte Überlieferungen an solche Stellen. Überlieferungen, die über die Völlerwanderung rückwärts hinausführen; seit Jahrtausenden haben diese dann die Aufmerksamkeit auf die Stelle gelenkt. Das gilt wohl besonders für sog. Königgräber und Stätten verfunkenen Schöpfer und Kirchen. Doch meist kommt wohl der Ruhm solcher Stätten von zufälligen Bodensunden.

Prähistorische Bodensunde erregen aufs höchste die Dorfbewohner. Man glaubt meist, jene Knochen, Haare und Löpfe sind durch die Tätigkeit von Hezen unter die Erde gekommen, daher ist prähistorische Fundstätten der Name Hezenberg. Der Hezenberg bei Walsflau und die Wolsberge bei Straßhau und Barockhütte, alle in dem einen Kreise Dantsiger Höhe gelegen, sind prähistorische Fundstätten. Noch Ende des 19. Jahrhunderts bezog in Jachshütte (Bl. fr. XVII. 350) die „Amerikanische“, die Frau eines amerikanischen Rüdmanderers, Mitbewohner aus dem Dorf in den „Schloßberg“ hinein. Man sah dann Kröten aus dem Berge kommen und Ragen. Auch die Schöpfer von Nieder-Jehren (Memb. fr. VI. 177), Lufin (Bl. fr. XII. 50) und Karthaus (fr. XII. 40) sind von Weibern in die Erde gehert, jene Hezen leben noch heute an diesen Schauerstätten. Auf dem Robbelblet bei Hopfengarten (Kr. Bronberg fr. XIII. 209) mit seiner verfunkenen Kirche und steinzeitlichen Fundstätte, sangen Johannes die Hezen. Aus der urnenreichen Anhöhe beim Westler Jaute in Grenzdorf (Eogl. fr. XIII. 402) kommt manchmal ein Hase heraus, der rollt auf einem Stroh durchs Dorf; solche Tiere gelten als nährnde Hezen. Zwischen Seefeld und Robiffau, Kr. Karthaus, liegt ein Urnenfeld mit Steinkreis. Als dort noch Urnen gegraben wurde, suchte Jagel die Gegend beim (Hirsh. Gesch. d. Kr. Karthaus, S. 6). Angencheinlich galt jenes prähistorische Gräberfeld als Stätte der Hezenel. Jagel sagen knüpfen sich auch sonst an „Hezengräber“. (Knoop II. 19).

Bei den angeführten Hezenagen wurde dem Leser wohl nie klar, ob die Heze lebend oder tot gedacht ist. Das begegnet uns in der Welt der Sage auf Schritt und Tritt und zeigt, welche Wichtigkeit die unvollkommene Entwicklung der Begriffe tot und lebend (ogl. S. 37—42)

auch für die Dämonenfrage hat. Oft ist eine Sagenfigur einerseits ein sterblicher bzw. toter Mensch und andererseits zugleich ein unsterblicher Dämon („Verdichtung“).

Diese Erhebung verlangt, neben der historischen Betrachtung der Sagen auch eine psychologische zu ihrem Recht kommen zu lassen; denn historische Kontinuitäten können nicht zeitloses Erleben lassen. Die übliche Einteilung in den Sagenfassungen lautet etwa: A. Seelen-  
sagen, B. Elbensagen, C. Dämonensagen, D. Teufelsagen, E. Wunder-  
sagen, F. Schatzsagen, G. geschichtliche Sagen. Solche Einteilung ist gewiß ein brauchbarer Notbehelf. Aber schon von der Seite der Logik merkt der Anspruchslose, daß sie sich vergleichen läßt mit einer Einteilung der Menschen in Regierungsgrade, Städte, Lehige, Afrikaner und Menschen. Mindestens mag dabei der Uneingeweihte auf jenen Doppelcharakter der Geister hingewiesen werden. Man darf nicht ver-  
säumen, daß in ein und derselben Sage ein Schwärmer (Spring) zugleich ein Toter und „ein Tod“ (Dämon Tod) ist, angedeutet (Vestdämon und Macht. Eine Aufzeichnung aus Puchrows (Karthaus Nr. XIII. 134) lautet: Der Tod geht immer von der Kirche aus. Einmal sah ein Mann ihn von der Kirche die Dorfstraße entlang kommen. Sobald der Tote jenen Mann sah, verwandelte er sich in einen grauen Kack-  
schmetterling, vorne mit zwei langen Haaren, der heißt Jmora (Mahr). Der brüht nachts immer die Menschen, daß sie keine Lust kriegen, und bringt auch die Pest. Der Schmetterling flog auf einen Vieh, in dem war ein Loch, da krach er hinein. Schnell klappte der Mann das Loch zu, und die Pest war gefangen (vgl. Ruhn, Sagen aus Westfalen I. 141).

Sind die Sagen vom Schloßfräulein im pommerellischen Grenz-  
gebiet historische Sagen? Nach dem auf Seite 13 Gesagten bestimmt nicht. Vielleicht Seelensagen? Sicherlich gelten „verwünschte Fräu-  
leins“ manchem als hüßende Seelen. Als ständige Seelen partizipieren sie am Teufel und werden gerade von Menschen mit höher geachteten religiösen Begriffen fast als Teufel bezeichnet. Zugleich sind sie, meist zu zwei oder drei auftretend, Waffernigen des anliegenden Sees, ge-  
fürchtete Dämonen, die in gewissen Zeiträumen Menschenopfer ver-  
langen und durch süßen Sirenen Gesang locken, z. B. im Bellow-See (Knoop 143), im Tempelburger See (Jahn Nr. 307), im Stillen See bei Karthaus (Troschel in Hist. Mus. 31, 61, vgl. Nr. VI. 182), im See von Sülkenhän (-Ra., Hist. Mus. 31, S. 82 — Behrend VI. 28), im Stodda-See (= Nr. Nr. XI. 207) und dem Schloßsee bei Schloßsee (Nr. XIV. 184, vgl. Töppen 184 für Kl. Zerusten). Und wenn es einem Klugen und Beherrzten gelänge, das Schloß zu erklimmen, so lebte jene Mäze in dem emporsteigenden Schloß in Freuden. Verzaubert sein heißt nicht tot sein.

In der Zauberin stehen Dämon, Mensch und Tier zusammen (vgl. S. 78 f.). Reglein meint S. 14: Zigeuner sind Dämonen.

Diese Mehrdeutigkeit wird nirgends vom Volk klar ausgedrückt und kommt ihm auch nicht zum Bewußtsein. Auf Rückfrage erhält man höchstens in unserem Weichselland die oft verlegene Antwort, daß

Tote, Zwerge, Wald- und Wassermänner gleicherweise Geister sind. Jeder echten Volkssage liegt Deutung und Erklärung fern. Der Erzähler will einen genauen, wahrheitsgetreuen Bericht geben und für das Mystische, Ubernaturliche Zeugnis ablegen, das sich im leuchtenden Feuerhaufen ebenso äußert wie in Mißgeburt, Tollmut, Regenbogen und den blutenden Ringebluten des Frommen. Jede Klarheit und begriffliche Schärfe mindert das Gauen. Die liebsten Götter des Volkes haben ein Doppelgesicht, ein lieblich-wohlwollendes und ein grausam-wildes. Gefährlich werden die heiligen Menschen, andererseits fehlt es dem Teufel nicht an menschenfreundlichen, ja edlen Zügen. Der gutethische Apollon ist ein Pestabwehrer und ein Pestbringer zugleich. Er sendet die Wölfe, Feldmäuse und Heuschrecken und streckt andererseits den Menschen von ihnen (Koscher, Legiten d. Mythol. I, 1. S. 433, 431). Ebenso treiben St. Georg, der Untierwidler, ferner St. Michael und St. Nikolaus die Wölfe im Hochwinter zu Rabeln zusammen und führen sie gegen die Christen. St. Michael weiß einem lahmen Wolf einen Bauer als Beute zu, der sich auf eine Fische gestürzt hat (von der westpr. Grenze, Knapp in Bl. f. pom. Volkst. III. 125). St. Nikolaus, der „Schutzpatron des Wolfes“, läßt über dem tobgewürzten Menschen ein Lämpchen (vgl. Schwed. leg.-hus) glühen (Rußwien, Knapp in Zeitschr. f. Volkst. XVI, S. 98; vgl. Graf I. 6 und Dr. W. II. 341; Sing-Görge — Wehrmolf). Daher heißt der Hirt am St. Georgstag, „damit der Wolf, St. Georgs Reitsperr, seine Herde verschone (Zeißbier S. u. J. 142); dasselbe berichtet für den Nikolaustag Tappan 73 (vgl. Kasch. Volkst. I. 215). Alles Jauberhafte und Furchtbare ist ambivalent.

Entsetzliche Jauberer wie die Wehrwölfe gelten in einem Teile Mitteleuropas als Freunde des Menschen. Sie schützen die Herde des Landmanns gegen die gewöhnlichen „Waldwölfe“ (Schaffendorf-Krbg. II. 38 f.; vom Grafen Philipp 147). Aus Liebe raubt der Wehrmolf Menschenkinder und währt sie wie eine gute Mutter (Rußwien, Knapp in Zeitschr. f. Volkst. XVI. 98).

Ein anständiger Teufel, der dem „kleinen Manne“ jehnsach erhebt, was er ihm genommen und ihn vor Überbereicherung durch den weltigen Gutsherrn schützt, kommt nicht nur im Volkschwanz (Dr. XII. 367, XVII. 51 ff., Lorenz, Pom. 467 f.) vor. Auch im ersten Glauben der Russen Wehrung hat der Teufel einen fast ambivalenten Grundzug, freilich als Erbe vorchristlicher Dämonen, aber das ist er ja überall und das ändert nichts an der Tatsache, daß das Volk einen lieben Bösen kennt. Wie sollte die Gottheit des ambivalenten Jaubers (pols. czar = Teufel und Jauberer) nicht ambivalent sein! So zeigte der Teufel sich früher den Russen der russischen Wehrung „gleichzeitig als böser gefährdender Widdämon und als harmlos-freundlicher, herablassender Schutzgeist des Dorfes, der seine Heimstätte im Walde hat“ (Kogelein 4). „Er verberg sich in den jumpfigsten Stellen der alten Wälder.“ Dort sah man ihn sitzen und an seiner Mühe sitzen. Häufig kam er ins Dorf, mit den Kindern „Kuckste zu spielen oder mit den Alten verriet das Rad zu schlagen“. Beim Aufstehung verschaffte er



große Fänge; man machte nur die Heßleine an einen starken Baum am Ufer befestigen. Nach dem Fang half er die Netze entwirren und fischen (Vogelein S.).

Dieser Teufel fragte man noch vor einem halben Jahrhundert auf der Dantscher Wehrung am Kai (Vogelzug Nr. II. 32). Man nagelte ein unchristliches Kreuz, ein Dreieck (vgl. Guttan Nr. 104, 152) an eine große Eiche und konnte sich denn gefahrlos mit dem Dämon unterhalten.

Dieser Teufel hatte wenig Appetit auf Menschenseelen: Einmal kam er hungertig zu einem Fuchsbau. Er kroch in die Höhle und fraß die alten Füße samt den Zungen auf. Aber satt schief er ein und schnarchte so furchtbar, daß die Höhle einstürzte. Und in die Vertiefung drang Wasser, und seitdem steht dort bei Vogelzug ein Pfuhl (Frösche Wehrung Nr. I. 26).

Freilich ging der Teufel bisweilen auch dem Menschen zu Leibe: Ein Holzhacker arbeitete im Achtungswald, da hörte er immer einen andern haken und konnte doch keinen sehen. Ihm wurde schließlich so angst, daß er auf einen Baum kletterte. Da sah er ein „Wissen“ angetrocknet kommen, das trug in der Hand einen Ast. Der Holzhacker bekam einen solchen Schreck, daß er vom Baum stürzte, und der Ast fraß ihn auf (Vogelzug-Das Ndrig. Nr. II. 21.). Wir haben hier deutlich einen Scho-Dämon vor uns, der die Menschen mit Haut und Haar frißt.

Genug vom Teufel der Wehrung! Abgesehen von seiner Unbildenheit verdient er einige Betrachtungen.

Erstens ist er ein Beispiel dafür, wie sich in abgegrenzten Erdemünzeln eine urthümliche, abweichende Mythenwelt hält. Der dortige Teufel um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts ist entwicklungs-geschichtlich älter als der Teufel, von dem uns Urkunden des 13. Jahrhunderts melden.

Zweitens lebt der Teufel dort unter einer rein evangelischen Bevölkerung. Man sieht ihm auch den unfirchlichen, knutereen protestantischen Teufel an. Nichts hat er vom kirchlichen Hochglauben abbekommen, kein gleichmüthiges Handeln und keine höheren, stitlichen Ideen. Solche Sagen fehlen Volare und furchtbarer Aufbau. Er ist schließlich nur dem Namen nach ein Teufel, und wenn irgendwo der Name Schall und Rauch ist, dann in der Mythologie. Welch Unsinu läme herans, wenn ein Historiker diesen Waldspratt aus dem kirchlichen Teufel des 13. Jahrhunderts ableitete, nur weil er Teufel heißt, weil der Deutsche den Teufel erst durch das Christentum bekam und der kirchliche Teufel schon vor 700 Jahren schriftlich fixiert, also 700 Jahre älter ist!

Bielmehr ist unter dem leeren Namen Teufel hier ein halb Duzend bunter Geschichten und grundverschiedener Gestalten zusammengeloppelt, wie der Schobdämon, der Fuchsesser und andere. Ebenjogut hätten die Sagen in den Sagenkreis eines Nidelmanns hineingeraten können, bestünde ein solcher auf der Wehrung. Dann würden alle jene Wehrungs-

Dämonen Ridelmann heißen und in ständig wachsendem Grade Züge des schon bestehenden Ritztyps annehmen.

Die Deutung von Sagengestalten hat daher stets zwei Fragen zu beantworten, eine historisch-entwicklungsgeschichtliche und eine zeitlos-psychologische. Die historische erklärt mehr die äußerliche Gestalt, die psychologische den lebenden Kern. Kein sachkundiges Zerstück und kein sachkundiger Totensput ist wohl zu verstehen ohne Vergils Heneis und ohne den mittelalterlichen Teufel.

Die Zwergen, Alfe und Wassermänner des Reichellandes zeigen manchen originellen Zug, unter anderem werden diese Dämonen gegen einander anders abgegrenzt als in Westfalen. Erst wenn wir die Vorgeschichte dieser Göttergestalten verfolgen, wenn wir einen Stammbaum von ihnen aufstellen, werden wir Aussicht haben, jene Eigentümlichkeiten zu enträtseln. Daß aber solche Grenzverchiebungen zwischen den Dämonentypen überhaupt möglich sind, erklärt sich erst aus dem Partizipationsgesetz. Die Vermengung der Dämonentypen ist dann unvermeidlich, wenn eine Gestalt zugleich Mäher und Pest-Dämon, zugleich Toter und lebendes Tier sein kann.

Sagen sind nie starre Antiquitäten gewesen, ihr Leben läßt sie auch heute nicht zur Ruhe kommen. Es ist zu begrüßen, daß Stankhle (Schmatzagen 76 f.) eine Sage von einem spukenden Auto bringt. Der Romantiker jammert natürlich: „Das ist doch keine echte alte Sage!“ Diese Sage ist echt, echter als die Liebe solcher Kritiker zum Volkstum. Da das heutige Volk einmal noch teilweise in einer Welt der Geister und Wunder lebt, müssen in seinem Volksglauben moderne Verkehrsmittel eine Rolle spielen. So kommen spukende Autos auch sonst vor (Steegen, Nr. Fr.-Holland S. XIII. 323 f.), die Toten fahren auf Motorsüßern (S. XV. 157 f.) und der Teufel im Auto (Kosomly-Wand. S. VII. 44).



## Eadinder.

Hal 33, 69  
 Hebräischfeld 68  
 Heilmittel 51  
 Heilwunde 55, 55, 56  
 Heilm 34  
 Heilwund 94  
 Heilwunden des Zau-  
 berers mit dem Zau-  
 berer 76  
 Heil 105  
 objektive Perspektive 29  
 Heilm 58  
 Heilwund 40, 44, 48, 50, 51  
 71, 75, 83, 90  
 Heil 89  
 Heilwundmittel 18, 19, 85  
 Heil 32  
 altes Heil 85  
 Heilwundmittel 68  
 Heilwund 91, 103, 104,  
 105  
 Heilw 58  
 Heilw 49  
 Heilm 31, 32  
 Heilm 49, 58, 94  
 Heilm 45  
 Heilm eines Knapfes 32  
 Heilm 42, 43  
 Heilm der Tod 42  
 Heilm der Heiligung  
 35, 36  
 Heilm der Heiligung 59, 94  
 Heilm 9, 71  
 Heilm 49, 52, 78  
 Heilm der Heiligung 28  
 Heilm 53  
 Heilm 25  
 Heilm 28, 28  
 Heilm 51  
 Heilm 78, 87  
 Heilm 42, 109  
 Heilm 84  
 Heilm der Heiligung  
 37, 38, 39, 40  
 Heilm der Heiligung aus  
 der Heiligung 75, 88

Heilm der Heiligung  
 von der Erde 100  
 Heilm 22  
 Heilm der Erde 40  
 Heilm der Erde 40  
 Heilm 23, 31, 60,  
 52, 53, 75  
 Heilm 81  
 Heilm l. Heilm  
 Heilm, erster der Heilm  
 32, 53, 69  
 Heilm 49, 96  
 Heilm 103  
 Heilm 24, vgl. Heilm

### 29

Heilm 42, 59, vgl. Heilm  
 Heilm 29  
 Heilm 34, 51  
 Heilm 51  
 Heilm 52, 56, 67  
 Heilm 44, 60, 61, 65, 77,  
 95, 101  
 Heilm 9, 17, 26, 42,  
 51, 52, vgl. Heilm  
 Heilm 52, 56, 61, vgl. Heilm  
 Heilm 53, 55, 90  
 Heilm 22  
 Heilm von Heilm 44,  
 37, vgl. Heilm  
 Heilm 61  
 Heilm 47, 57, 78, 92  
 Heilm 37  
 Heilmformel 35, 36,  
 49  
 Heilm 58, 60, 71, 88  
 Heilm 53  
 Heilm 32  
 Heilm l. Heilm  
 Heilm 39  
 Heilm 27  
 Heilm 79, 80  
 Heilm 32  
 Heilm 30

Heilm 23, 54, 88  
 Heilm 87  
 Heilm am Heilm 81  
 Heilm 57, 73  
 Heilm 57  
 Heilm 27, 54, 94  
 Heilm 33  
 Heilm 49  
 Heilm 59  
 Heilm 17, 25, 36, 50, 47,  
 51, 52, 60, 101  
 Heilm Wasser 57  
 Heilm 79  
 Heilm 40, 41, 48, 51, 52,  
 59, 79, 83, 94  
 Heilm 85  
 Heilm l. Heilm  
 Heilm 48  
 Heilm 51, 56, 61, 62  
 Heilm 80, 85  
 Heilm 70  
 Heilm 13, 16, 23, 43,  
 48, 51  
 Heilm, Heilm 26, 32  
 Heilm 22, 81  
 Heilm l. Heilm  
 Heilm 75  
 Heilm 8, 9  
 Heilm 31  
 Heilm 31  
 Heilm 30  
 Heilm 58, 64, 88  
 Heilm 70  
 Heilm 72  
 Heilm 78  
 Heilm 34, 35, 61, 100  
 Heilm 72, 82  
 Heilm 21, 22, 32  
 Heilm 79  
 Heilm 18, 46  
 Heilm 51, 52, 58, 67, 70,  
 75, 97  
 Heilm 32  
 Heilm 59, 61  
 Heilm 32  
 Heilm 32

**C**  
*Caltha palustris* 32  
 Cereus 79  
 Christenflurung 13, 63, 64, 103  
 Cuscute 69

**D**  
 Dämonenglaube 68  
 Dachmoos 63  
 Daub 32  
 Daug l. Bild  
 Deichbruch 25  
 Deissner, v. Elbe 43  
 Diagnose 93, 94  
 Diebstahl 27, 59, 84  
 Diebstahl 18, 19, 45, 46, 50, 72, 81, 82  
 Dönnelbeerd 44  
 Diphtherie 56, 94  
 Dösel 54  
 Doffraut 32  
 Donnerkeil 34  
 Doppeltgänger 19, 78  
 Doppel 19, 78, 79, 83, 1.  
 Verwöhnung u. Juch-  
 linge  
 Doorn 54  
 Dordaneithale 26, 62  
 Drosel 44, 105  
 Dreigalt 103  
 Drossel 49  
 Drossel 32, 79

**E**  
 Eber 34  
 Eberfische 68  
 Echo 103  
 Ede 80  
 Ei 59, 62, 69, 62, 79  
 Eide 105  
 Eidenlaub 94  
 Eideffe 28, 39  
 Eierschale 69  
 eintreten 39, 59  
 einpflanzen 62  
 Eisen 32, 61, 63, 89  
 Eisfalte 62  
 Eisf 28, 91  
 Eisler 32  
 englische Kronkette 48  
 Entzündungen 60  
 Entzündungen 55, 67  
 Ethen 9, 90  
 Erde 67, 88, 69  
 Erde 55  
 Erlentrangenen 32  
 Ermordete 28  
 Ernte 69

Erntedank des Reichel-  
 apfels 56  
 Ernte 32  
 Esig 17, 85  
 etymologische Sage 14  
 Eule 48, 79, 77  
 Eulenschwanz 26

**F**  
 Fackel 59  
 Farnkraut 37  
 Farnkraut 89, 97  
 Farnkraut 48  
 Farnkraut 104  
 Farnkraut 56, 68, 78, 87  
 Farnkraut 45  
 Farnkraut 72, 96  
 Farnkraut 74, 75, 77  
 Farnkraut 47  
 Farnkraut 41, 96  
 Farnkraut 18, 19, 22, 45,  
 48, 49, 52, 57, 59, 69,  
 61, 69, 71, 72, 74, 81,  
 85, 89, 101  
 Farnkraut 60  
 Farnkraut 61  
 Farnkraut 25, 26, 42, 59, 59,  
 55, 58, 61, 62, 63, 67, 92  
 Farnkraut 62  
 Farnkraut 28, 74, 75  
 Farnkraut 81, 89  
 Farnkraut 31, 83  
 Farnkraut 15, 67, 72, 100  
 Farnkraut 45, 46, 68, 104,  
 105  
 Farnkraut See 42  
 Farnkraut 53, 96  
 Farnkraut 57  
 Farnkraut 81, 48, 61  
 Farnkraut 53, 34  
 Farnkraut 36  
 Farnkraut 31, 42  
 Farnkraut 99, 93  
 Farnkraut 37  
 Farnkraut (Schwaben) 91  
 Farnkraut 13  
 Farnkraut 45  
 Farnkraut 19, 59, 78, 82,  
 83, 90, 93  
 Farnkraut 36  
 Farnkraut 62  
 Farnkraut der Größe 18, 45  
 Farnkraut 13, 26, 31, 54, 55,  
 57  
 Farnkraut 28, 62, 94  
 Farnkraut 72, 96  
 Farnkraut 32, 94  
 Farnkraut 74, 94, 105  
 Farnkraut 88, 92  
 Farnkraut 59

**G**  
 Gähnen 64  
 Gähnenholz 28  
 Galle 84  
 Gallenflurung 56, 67  
 Gans 24, 48, 51, 53, 56,  
 79  
 Gähnmutter 87  
 Gähnen 32  
 Gähnen 92, 93  
 Gähnenflurung 94  
 Gähnen ohne Kopf  
 93, 101  
 Gähnenflurung 45, 101  
 Gähnenflurung 56, 56,  
 77, 102  
 Gähnen 43, 68, 94  
 Gähnen 9, 71  
 Gähnen umher 88  
 Gähnen 104  
 Gähnen 34  
 Gähnenorgane 30, 31  
 Gähnen vgl. Krummflur-  
 1002  
 Gähnen 51, 52  
 Gähnen 9, 28, 27, 51,  
 54, 59  
 Gähnen 58  
 Gähnenflurung 59, 72  
 Gähnen 17, 18, 24, 31,  
 32, 80  
 Gähnen 32  
 Gähnen 34, 61  
 Gähnen 49  
 Gähnen 43, 77  
 Gähnen herausziehen 26  
 Gähnen 85  
 Gähnen 74, 75  
 Gähnen 72, 90, 91, 92  
 Gähnen 52, 99  
 goldenes Pfäfer 26  
 Gähnen 41, 75  
 Gähnen, trüffel 53

**H**  
 Haare 31, 63, 65, 56, 67,  
 68, 79, 81, 83, 86  
 Haarnadel 42  
 Haarnadel 54  
 Haarnadel l. Bild:  
 Nadel 45  
 Haarnadel 102  
 Haarnadeln 17, 18,  
 19, 29, 35, 41, 50, 106,  
 101  
 Haarnadel l. Bild:  
 Haarnadel 67  
 Haarnadel 72, 73, 74, 94, 96, 102  
 Haarnadel 72  
 Haarnadel 63

9

Santleiben 8, 21, 22, 27, 53, 52, 60, 61, 63, 70, 88, 89, 96  
 Sechsmie 25  
 Seiden 44, 50  
 Seilbaum 32  
 Seilige 104  
 Seimb 81  
 Seiring 50  
 Seirichth in der Ehe 63, 72  
 Seir 50, 53, 68, 73, 80, 84, 85, 86  
 Seiringer 80  
 Seirgrube 55  
 Seirbaum 83  
 Seir 82, 104  
 Seirhoden 45  
 Seir 19, 20, 22, 23, 24, 28, 33, 40, 43, 44, 47, 48, 50, 51, 53, 54, 57, 63, 64, 76, 77, 78, 83, 85, 100, 102  
 Seirenberg 102  
 Seirmit 59  
 Seirrichtung 28  
 Seirich 35  
 Seirische Sage 7, 13  
 Seir 17, 50, 46  
 Seirwaffelbruch 70  
 Seirander 22, 47, 51, 61  
 Seir 60  
 Seirbade 51  
 Seirfalle 60  
 Seirspine 27, 61  
 Seirpathie 39, 94  
 Seirig 95  
 Seirner 51, 53, 67  
 Seirpialien 71  
 Seirfellen 52, 61  
 Seir 40, 50, 60, 70, 72, 73, 76, 81, 88, 94  
 Seir 15, 18, 19, 34, 35, 56, 57, 68, 74, 76, 77, 83, 88, 94, 95, 96  
 Seirbade 26  
 Seirbegruuge 80  
 Seirfen 50, 53, 57

9

Seir 69, 72  
 Seiricht 15

9

Seirniemahl 19, 23, 29, 84, 80, 51, 53, 64, 102  
 Seirer 51, 55  
 Seir 50, 64

9

Seirbid l. Seirhalber  
 Seir 50, 53, 53, 56, 57  
 Seir l. Seir  
 Seir 64  
 Seirmus 25  
 Seir 60  
 Seirer Seirer 80  
 Seirer Seirer 84  
 Seirerberg 79  
 Seirer 52  
 Seirer 80  
 Seirer 50  
 Seirer 52, 73  
 Seirer 91  
 Seirer 69  
 Seirer 67, 68  
 Seirer 11, 45, 63, 64, 105  
 Seir 15, 19, 35, 45, 50, 50, 74, 76, 77, 78, 83, 85, 102  
 Seirer 30  
 Seirer 74  
 Seir 90  
 Seirer 11  
 Seirer 42  
 Seirer 62  
 Seirer 52 60  
 Seirer 72  
 Seir 85  
 Seirer 63  
 Seirer 27  
 Seirer 70  
 Seirer 71  
 Seirer 72  
 Seirer l. Seirer  
 Seirer 32, 51  
 Seirer 77  
 Seirer 67, 82  
 Seir 54  
 Seirer 60  
 Seirer 47  
 Seirer 85  
 Seirer 53  
 Seirer 50  
 Seirer 26  
 Seirer l. Seirer  
 Seirer 52, 53  
 Seirer 82  
 Seirer 96  
 Seirer 62  
 Seirer 34, 69, 70  
 Seirer 52, 60  
 Seirer 50  
 Seirer 23, 26, 58, 87  
 Seirer l. Seirer  
 Seirer 64  
 Seirer 11

Seirer 33, 49  
 Seirer 40, 41, 54  
 Seirer 23, 27, 52, 55, 56, 61, 63, 67, 80  
 Seirer 40  
 Seirer 29  
 Seirer 67, 83  
 Seirer 28, 77  
 Seirer 73  
 Seirer 21, 26, 27, 30, 31, 54, 57, 58, 59, 63, 89, 91  
 Seirer l. Seirer  
 Seirer 42, 43, 57, 61, 85  
 Seirer 40  
 Seirer 8  
 Seirer 33, 67  
 Seirer 25  
 Seirer l. Seirer  
 Seirer 17, 30, 63, 64, 85, 89, 91  
 Seirer 80  
 Seirer l. Seirer  
 Seirer 58, 59, 90  
 Seirer 30  
 Seirer 51, 52, 67  
 Seirer 26, 28, 48, 56, 71, 77, 78, 87, 89, 102  
 Seirer 22, 72  
 Seirer 34, 60, 72, 73  
 Seirer 32  
 Seirer l. Seirer  
 Seirer 20  
 Seirer 17, 30  
 Seirer 45  
 Seirer 71

9

Seirer 72  
 Seirer 30, 57  
 Seirer 100, 101  
 Seirer 87  
 Seirer 18, 23, 28, 31, 33, 54, 68, 80, 94  
 Seirer 90  
 Seirer 54  
 Seirer 95  
 Seirer 90  
 Seirer 95  
 Seirer 15, 16, 42  
 Seirer 64  
 Seirer 27  
 Seirer 41  
 Seirer 40  
 Seirer 42  
 Seirer 30  
 Seirer 32  
 Seirer 15  
 Seirer 37

## E

Ektirtrahlen 15  
 Erde 51  
 Erdbeere 51  
 Erdbeerbienen 51  
 Eisler 71  
 Eisen 34  
 Eige 98, 99  
 Emilia 32  
 Enge 50, 84  
 Engenleiben 28, 59  
 vgl. Schminke  
 Engenleibe 69  
 Euphor 49

## EE

maica 23, 29, 31, 58, 67  
 vgl. Koffi  
 Ebenenleiber 31  
 Egen 54  
 Egenbeilsperben 36, 62,  
 64, 70, 81, 84, 85, 94  
 Egenet 49  
 Eibet 41, 71, 66, 103  
 Eibföter 32, 34  
 Eiana 43  
 Eännerche 31  
 Eänleibe 18, 47  
 vgl. Jureg  
 Eärden 7, 98  
 Earia 79  
 Eartenbiller 79  
 Eartenbütel 49  
 Eärjense 62  
 Eäse 50, 96  
 Eärdenleige 96  
 Eäfenleiche 28  
 Eäuer 36  
 Eäulmarf 33, 53, 58, 59,  
 69, 70  
 Eäulmarfgrille 53, 99  
 Eäus 51, 69, 87  
 Eäerleibe 25  
 Eänetz 93  
 Eäfenleibe 27  
 Eäfenleinger 28  
 Eäfenleibe 28, 35, 41  
 Eäfenleibe 27, 102  
 Eäfenleibe 34  
 Eäfenleiber 24, 25  
 Eäfer 24, 92  
 Eäfenleibe 33, 34, 35  
 Eäfen 26, 31, 51, 62, 63,  
 64, 80, 84, 87, 77, 65, 91  
 Eäfenleibe 25  
 Eäfenleiber 73, 80  
 Eäfen 83, 63  
 Eäfenleibe 17  
 eäfenleibe 51  
 Eäfen 69

Eäfenleibe 69  
 Eäfenleiber 53  
 Eäfenleibe 69  
 Eäfen 64, 66  
 Eäfenleibe 15, 49  
 Eäfen 27, 101  
 Eäfen 7, 84, 46  
 Eäfenleibe 106  
 Eäfenleiber 32  
 Eäfen 91  
 Eäfenleibe 24, 47  
 Eäfenleibe 49  
 Eäfenleibe 67, 68  
 Eäfen 45  
 Eäfenleibe 27, 72

## EÄ

Eäfenleibe 80  
 Eäfenleibe 77, 81, 91  
 Eäfenleibe 34  
 Eäfenleibe 32  
 Eäfen 72, 92, 94  
 Eäfen 62, 63  
 Eäfenleibe 53  
 Eäfen 68  
 Eäfenleibe 30, 39, 55  
 Eäfenleibe 66  
 Eäfenleibe 69  
 eäfenleibe 63, 65  
 Eäfen 94, 103  
 Eäfenleibe 31, 42, 59,  
 55, 104  
 Eäfenleibe 9, 59  
 Eäfenleibe 69  
 Eäfenleibe 54  
 Eäfenleibe 99  
 Eäfenleibe 49  
 Eäfenleibe 81, 99  
 in nicht werden 35  
 Eäfenleibe 87  
 Eäfenleibe 41  
 St. Nikolaus 104  
 Eäfenleibe 106  
 Eäfenleibe 96  
 Eäfenleibe 43

## EÄÄ

Eäfenleibe 36, 35, 66  
 Eäfenleibe 95  
 Eäfenleibe 18  
 Eäfenleibe 87, 99  
 Eäfenleibe 88, 94, 95  
 Eäfenleibe 42, 69  
 Eäfenleibe 27, 52  
 Eäfenleibe 52  
 Eäfenleibe 100  
 Opuntia spinosa 69  
 Eäfenleibe 59, 69, 79

## F

Falmer 31, 32  
 Fannitum 54  
 Fartipationsgefeg 59,  
 74, 76, 78  
 Fartipationsgefeg 31, 33, 90  
 Fete 71  
 Fete 59  
 Fartipationsgefeg 31, 36  
 Fete 34, 41, 53, 73, 102  
 Fartipationsgefeg 32, 51  
 Fete Fartipationsgefeg 69  
 Fartipationsgefeg 59, 62  
 Fete 81, 103  
 Fartipationsgefeg 49, 49, 63, 83  
 Fartipationsgefeg 25, 53  
 Fartipationsgefeg 18  
 Fete 19, 20, 25, 31, 32,  
 62, 63, 77, 90, 82  
 Fartipationsgefeg 62  
 Fartipationsgefeg 62  
 Fartipationsgefeg 87  
 Fete 47  
 Fartipationsgefeg 79, 80  
 Fete 84  
 Fete 98  
 vgl. Fartipationsgefeg  
 Fartipationsgefeg 32, 47  
 Fartipationsgefeg 77  
 Fartipationsgefeg 69

## G

Gadfaller 43  
 Gureg 62

## GÄ

Gaben 19, 27  
 Gab 41  
 Gaben 58  
 Gaben 27, 62  
 Gabenleibe 75  
 Gaben 83  
 Gaben 89, 100  
 Gabenleibe 14, 15  
 Gabenleibe 38, 99  
 Gabenleibe 27, 44, 73  
 Gabenleibe 25  
 Gabenleibe 35, 51, 55,  
 58  
 Gabenleibe 22  
 Gabenleibe 13, 48, 49, 50, 51,  
 62, 79, 78, 79, 83, 84, 88,  
 91, 94, 95  
 Gabenleibe 11, 13  
 Gabenleibe 34  
 Gabenleibe (Erysipelas) 21, 26,  
 27, 31, 31, 69, 89  
 Gabenleibe 8, 14, 23, 35, 40, 45,  
 49, 51, 52, 63, 67, 68,  
 71, 72, 88, 89

Wote Leute 55  
Wolclauf 52, 60  
Wülfenat 88  
Wülfenstelen 45, 56  
Wulfe 50, 57  
Wulfe 52  
Wulfen 13, 23

W

Wage 8, 88, 103, 108, 109  
Wagelpolze 31, 39  
Wagel 61  
Wagel; 22, 25, 34, 50, 60, 64  
Wagel 85, 101  
Wagonaria offic 32  
Wagelpolze 27, 68  
Wagelung 64  
    vgl. Wagonaria  
Wagel 50, 72, 95  
Wagonaria 31  
Wageloh 56  
Wageloh 62, 63  
Wageloh 97  
Wageloh 37, 38, 39, 40  
Wageloh 38, 58, 62  
Wageloh 42, 72  
Wagelohworte 1. toller  
    Staub  
Wagelpolze 32  
Wageloh 47  
Wageloh 27  
Wageloh 67  
Wageloh 57, 64  
Wageloh 32, 47  
Wageloh 40  
Wageloh 30, 40, 45,  
    58  
Wageloh 35, 37, 59  
    vgl. Wagonaria  
Wageloh 31, 50, 59  
Wageloh 54  
Wageloh 45  
Wageloh 45  
Wageloh 97  
Wageloh (Wagelohworte)  
    72  
Wageloh 100, 101  
Wageloh 30  
Wageloh 53  
Wageloh; 96  
Wageloh 33  
Wageloh 33  
Wageloh 24, 30  
Wageloh 41  
Wageloh 42, 50  
Wageloh 23  
Wageloh 21, 22, 25, 42  
Wageloh 104  
Wageloh 32

Wageloh 48, 49, 66  
Wageloh 31, 50  
Wageloh 43, 71, 72  
Wageloh 55, 60, 61, 94, 95  
Wageloh 33, 103  
Wageloh 8, 13, 23, 43, 50,  
    52, 59, 68, 60, 93  
Wageloh 79, 63, 93  
Wageloh 13  
Wageloh 32  
Wageloh 33  
Wageloh 50, 52, 60, 64,  
    70, 72, 91, 95, 97  
Wageloh 26  
Wageloh 70, 72  
Wageloh 67  
Wageloh 57, 23  
Wageloh 29, 47, 51,  
    55, 61, 67, 68, 84  
    vgl. Wagonaria  
Wageloh 57  
Wageloh 39, 40, 47, 55, 103  
Wageloh 101  
Wageloh 53  
Wageloh 25, 34  
Wageloh 41, 54, 75  
    vgl. Wagt  
Wageloh 36, 102  
Wageloh 52, 74  
Wageloh 17, 41  
Wageloh 103  
Wageloh 33, 100  
Wageloh 50  
Wageloh 15, 17, 58, 62  
Wageloh 43  
Wageloh 42  
Wageloh 50  
Wageloh 34  
Wageloh 34  
Wageloh 31  
Wageloh 36, 42, 43, 68, 79,  
    82, 83, 90  
Wageloh 80  
Wageloh 18, 30  
Wageloh 68  
Wageloh 71  
Wageloh 55, 68, 91  
Wageloh 58, 59, 62, 65,  
    85  
Wageloh 8, 18, 41, 45, 93,  
    100, 101  
Wageloh 70, 81, 82, 100  
Wageloh 53  
Wageloh 75, 82  
Wageloh 19, 30, 42, 56, 62,  
    63, 64, 69, 70, 95  
Wageloh 102  
Wageloh 36

Wageloh 25  
Wageloh 34, 58, 59, 67  
Wageloh 38  
Wageloh 61  
Wageloh 85  
Wageloh 23  
Wageloh 104, 105  
Wageloh 28, 42, 45, 96  
Wageloh 9, 10

Z

Zagel 25, 33  
Zagel 30, 40, 90, 95, 97  
Zagel 60  
Zageloh 90  
Zageloh 18  
Zageloh 54, 58, 71  
Zageloh 34, 50, 52, 64, 68, 83,  
    85  
Zageloh 11, 18, 19, 20, 34,  
    44, 45, 49, 50, 56, 57, 63,  
    77, 80, 88, 89, 90, 95,  
    104, 105, 106  
Zageloh 44, 51  
Zageloh 64  
Zageloh 21  
Zageloh I. Zageloh  
Zageloh 95  
Zageloh 18, 41, 73, 82, 88  
    vgl. Wagonaria  
Zageloh 32  
Zageloh 34, 57, 68  
Zageloh 48  
Zageloh 41  
Zageloh 27, 41  
Zageloh 19, 27, 35, 37, 38,  
    39, 40, 41, 42, 43, 62,  
    104, 106  
Zageloh 21  
Zageloh 82  
Zageloh 82  
Zageloh 31  
Zageloh 31  
Zageloh 34  
Zageloh 32  
Zageloh 31, 31, 36,  
    83  
Zageloh 53

II

II Zageloh 70  
II Zageloh 46  
II Zageloh Kinder 71, 72  
II Zageloh machen 27  
II Zageloh 45  
II Zageloh 31, 40, 42, 50, 64,  
    85  
II Zageloh 13, 58, 102  
II Zageloh 23 vgl. Zageloh  
II Zageloh 81, 83

29  
 Sampir 32, 40, 41, 74, 75,  
 85  
 verschillen 88  
 Vererbung 90  
 vgl. Erbkrankheiten  
 Verjüng 31, 94, 95  
 vgl. Frömmlichkeit  
 verleben 27, 48, 89, 95  
 verpflanzen 56  
 verrufen 24, 50, 52, 64  
 Verursacher 32  
 verzeichnen 38, 90  
 verlaufene Schiffe 13,  
 89, 101, 102  
 verzeichnen 47, 53  
 Verwirklichung 19, 45  
 vermischte Früchte 101,  
 102, 103  
 Viedien 31 vgl. Fiel  
 vorgezeichnete Stunde 102  
 Vorgehen 15, 46, 71, 73

30

Wechsel 51, 62  
 Wagen 78  
 Wagenschmiede 31  
 Wald 61, 62, 104  
 Waldhöhe 62  
 Waldromb 100  
 Wald f. Maulwurfsgrille  
 Walrat 27  
 Wangen 88  
 Wangen 43, 45, 50, 60, 63  
 Wasser 57, 58, 81, 88, 100,  
 101  
 waschen 89  
 Webertracht 89

Wechselsäge 89  
 Wechselspiel 23, 51, 55, 57  
 Weiden 32, 56, 61, 85  
 Weidenbüschel 31, 32, 61  
 Weibe durch die Kunde 49  
 Weibe (pols. kanin) 25  
 Weibswort 39, 61, 94  
 Weibswort 11, 64  
 weih 23, 28, 35  
 Weiden 63  
 Weide Reute 55  
 Weimuth 16  
 Weisheit 25, 34, 35, 71,  
 80, 104  
 Weisertracht 65  
 Weisertrachten des  
 Kapts 84  
 Weisertrachtung 38, 39, 96  
 Weisertracht 86  
 Weisertracht  
 Weisertracht 48 vgl. Sampir  
 Weisertracht 77  
 Weisertracht 88, 89  
 Weisertracht (Convolutus) 63  
 Weisertracht 47  
 Weisertracht 48  
 Weisertracht 57  
 Weisertracht 43, 52, 60, 69  
 Weisertracht 25, 69, 104  
 Weisertracht 72, 77  
 Weisertracht 15, 85  
 Weisertracht 55  
 Weisertracht 34  
 Weisertracht 26, 27, 32, 31,  
 52, 53, 60, 95  
 Weisertracht 62, 63, 96  
 Weisertracht 25, 83, 84, 82,  
 84, 75, 85, 86, 87, 88, 87

Weisertracht 89  
 Weisertracht 23, 57, 64, 38

31

Weisertracht 37

32

Weisertracht 51, 65  
 Weisertracht 24, 26, 27,  
 54, 53, 89  
 Weisertracht 83  
 Weisertracht 43  
 Weisertracht 43, 44, 45, 48, 49,  
 50, 51, 52, 53, 54, 61,  
 64, 70, 91, 104  
 Weisertracht 22, 44, 45, 64,  
 75, 78, 83, 88, 93  
 Weisertracht 47, 49  
 Weisertracht 95  
 Weisertracht 28, 41, 68, 86  
 Weisertracht 70, 71  
 Weisertracht 34, 50, 52, 77  
 Weisertracht 33  
 Weisertracht 23, 47, 54, 103  
 Weisertracht 32  
 Weisertracht 82  
 Weisertracht des Jan-  
 bers 44  
 Weisertracht der gro-  
 ßen Zeiten 88  
 Weisertracht gewöhnliche  
 Weisertracht 85  
 Weisertracht 25  
 Weisertracht 71, 72, 77  
 Weisertracht 15, 22, 53, 75, 89,  
 104, 104  
 Weisertracht 99



ROTANXX  
encyclozornic  
VIII 2012



WOJEWÓDZKA  
BIBLIOTEKA PUBLICZNA

5178147

78345

3980

Collegiastische Druckerei und  
Verlagsanstalt A.-G.

